

Erscheint täglich außer Sonntagen.  
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis  
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.  
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareillezeile  
80 Pf., Kleinspaltige 60 Pf., Ermäßigungen nach Tarif.  
Verkaufskonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,  
Berlin Nr. 37 536. Fernsprecher: Dönhof 292 bis 297

## Freiheit und Friede!

### Die Befreiungsfeiern am Rhein. — Friedenskundgebung der französischen Sozialisten. — Otto Wels spricht in Champigny.

Die französische Sozialdemokratie veranstaltete am Sonntag auf dem Schlachtfeld von Champigny eine Friedenskundgebung. Auf ihr hielt der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Otto Wels, die folgende Ansprache:

Es gibt zweierlei Methoden, an Gräbern von Kriegsgefallenen zu demonstrieren. Die eine besteht darin, sogenannte vaterländische Reden zu halten, oft mit chauvinistischem Anstrich, die militärischen Tugenden zu rühmen, die Kriege der Vergangenheit zu verherrlichen, wenn man dem siegreichen Lande und auf künftige Revanchen anzuspielen, wenn man dem besiegten Staate angehört. Die andere Methode besteht darin, die wahre, die einzige Lehre aus dem Opfer zu ziehen, das die Gefallenen gebracht haben:

die Toten zu beklagen, daß sie Opfer der Fehler der Menschheit wurden;

die Menschen und noch mehr die Ideen zu verfluchen, die für die Massenschächtereien verantwortlich sind, welche die Welt bis in eine noch junge Vergangenheit heimgesucht haben. Seinen Willen zu verkünden, für die Besserung der Menschheit zu arbeiten und zu kämpfen ebenso gegen die Menschen, die auf den Gedanken des Krieges nicht verzichten wollen, wie auch gegen die sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen, die nach unserer sozialistischen Ueberzeugung die Tiefen und wirklichen Ursachen der Kriege darstellen. Die kriegerischen Kundgebungen auf den Gräbern der Kriegsgefallenen oder vor den Denkmälern, die ihnen zu Ehre errichtet wurden, die wollen wir anderen überlassen. Wir Sozialisten sowohl in Frankreich wie in Deutschland und in der ganzen Internationale, wir akzeptieren nur die andere Methode des Gedenkens an die Opfer des Weltkrieges. Es ist die Methode, die sich in jenes Gelübnis zusammenfaßt läßt, das Millionen von sozialistischen Arbeitern in unseren verschiedenen Ländern ablegen:

**Nie wieder Krieg!**

Und darum Genossinnen und Genossen, habe ich die Einladung unseres Freundes Albert Thomas und der sozialistischen Gemeindevorstellung von Champigny angenommen, in meiner Eigenschaft als Vorsitzender der Deutschen Sozialdemokratie, an der heutigen Kund-



Am 30. November wurde die zweite Rheinlandzone endgültig von der Besetzung frei. Unser Bild zeigt das sogenannte Deutsche Eck bei Koblenz, wo Mosel und Rhein zusammenfließen.

gebung teilzunehmen. Ich habe diese Einladung angenommen, obwohl meine Pflichten als Abgeordneter mir die Reise von Berlin nach Paris gerade im jetzigen Augenblick sehr schwer machen. Denn gerade in diesen Tagen spielt sich in unserem Parlament ein für die Idee des Friedens wichtiger Kampf ab. Es handelt sich um die

von dem deutschen Nationalismus eingeleitete Offensive gegen das Reichsabkomm. unter der Führung meines Freundes Hermann Müller,

der vor seiner Reichslanzlerschaft zusammen mit mir den Vorschlag in der Partei führte. Ein Volksentscheid bereitet sich gegen die Politik friedlicher Abmachungen vor, die in Locarno eingeleitet und

in Genf und im Haag fortgesetzt wurden. — stets unter dem Antrieb der sozialistischen Parteien Frankreichs, Deutschlands, Englands und Belgiens. Das Endergebnis dieses Volksentscheids ist nicht zweifelhaft:

Sein vollständiger und ständiger Mißerfolg ist vollkommen sicher. So kam ich, in Ihrer Mitte an dieser anderen Kundgebung gegen den Krieg und gegen den Geist des Krieges teilzunehmen. Der Geist des Krieges, das ist jener, der darin bestand, sowohl im Jahre 1870 wie auch 50 Jahre später

den Tod menschlicher Wesen jeweils zu feiern oder zu beklagen, je nachdem er mit der Idee des Sieges oder der Niederlage verknüpft war.

den Tod von Menschen, die sich noch nie gesehen hatten, die sich nicht kannten, die sich nie etwas zuleide getan hatten und die dennoch gezwungen waren, sich gegenseitig abzuschlachten. Der Geist des Krieges wurde systematisch in die Herzen der Kinder gepflanzt, man schürte bei ihnen Haß gegen andere Völker. Und dabei verkündet die Gesellschaft, daß das Menschenleben heilig sei. Wehe dem, der sich an ihm vergreift. Ihn trifft in jenem Lande die volle Schwere des Gesetzes, der Massenmord aber ist sakrosankt. Er bringt Ehre und Ruhm. Unter rauschenden Festen wird der Sieger gefeiert. Wer fragt nach den Witwen, die Weisen, nach den Klagen der Bräute oder Mütter, die ihr Leuerstes auf den Schlachtfeldern sehen. Nein, vor dem Gewissen der Menschheit tragen alle die Feste der Sieger den Stempel der Unwahrheit. Die Wahrheit liegt im alten deutschen Wort:

„Doch der Lärm von tausend Siegen  
Kann den Jammer einer Mutter um ihr Kind nicht überwiegen.“

Hier auf einem der Schlachtfelder von 1870 empfinden wir aufs neue und besonders lebhaft das Erimmen an das grauige Wort des letzten vierjährigen Krieges. Noch bluten die Wunden, die er schlug. Noch ist der Frieden der Welt nicht wiedergekehrt. Eine den Frieden gefährliche Mentalität ist im Faschismus entstanden. Sein Hohepriester Mussolini hat die kriegerische Periode Italiens für das Jahr 1935 verkündet. Seine Expansionspolitik droht, den Balkan wiederum zum Schauplatz der ersten Kämpfe zu machen. In Österreich und Polen bereitet der Faschismus sich zum Kampf gegen die Demokratie. Jeder, welcher Nation er auch angehören mag, ist berufen, dieses Attentat auf die Kultur, diese Vernichtung so vieler für die wirtschaftliche Existenz der Menschheit unerlässlichen Güter zu verhindern. Der Völkerverbund wurde als ein Organ geschaffen, um dem Frieden zu dienen. In seinem Statut steht

in seiner Begründung geschrieben, daß der letzte Krieg wirklich der letzte gewesen sein sollte. Und doch

**startet heute die Welt noch in Waffen.**

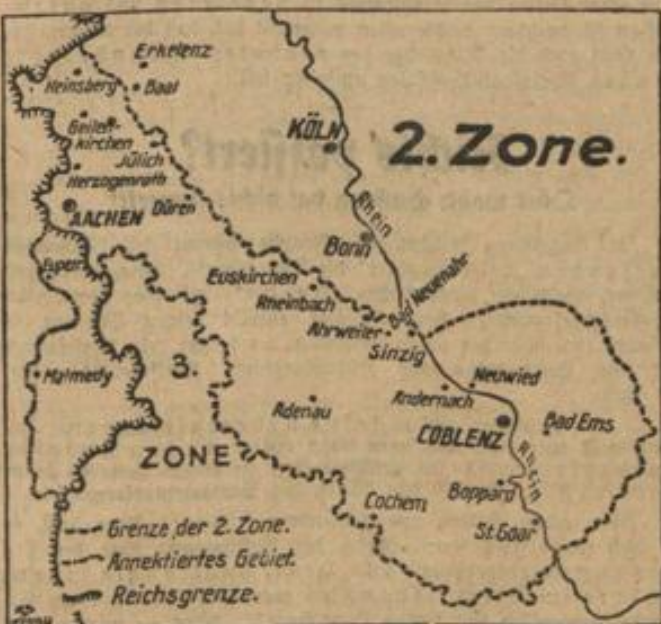
Damit dieser Zustand aufhöre, müssen wir in der Welt den internationalen Geist verstärken. Wir müssen den Menschen begreiflich machen, daß ihre Arbeit und ihre Produktionsmittel über die Grenzen hinweg miteinander solidarisch sind. Nie habe ich selber dieses Gefühl in solchem Grade gehabt wie im Laufe des gestrigen Tages, als ich von Berlin bis Paris, vom Morgenrauschen bis zur Nacht, durch ein Industriegebiet nach dem anderen fuhr. Schon waren die Betriebe der deutschen Hauptstadt in vollster Tätigkeit, ehe der Tag angebrochen war. Einige Stunden später fuhr ich an den großen Werken von Hannover vorbei, am Nachmittag durch das gewaltige Industriegebiet der Ruhr mit den Türmen seiner Kohlschächte und seiner Hochöfen. Später, nach Einbruch der Dunkelheit, bot sich das gleiche Bild der Arbeit in der Gegend von Lüttich und Charleroi. Endlich, in den letzten Stunden des Tages, von Maubeuge bis Paris, sah ich noch immer die Lichtstuten von Fabriken in voller Tätigkeit. Nun, ob Deutsche, Belgier oder Franzosen,

es ist dasselbe Schaffen, es ist das gleiche Leben, es ist dieselbe wirtschaftliche Aktivität, die nur im Frieden und auf der Grundlage politischer und wirtschaftlicher Abmachungen internationaler Art gedeihen kann.

nicht zu vergessen die internationalen Abkommen sozialer Art, die nicht weniger unerlässlich und wohlthätig sind und die unser Freund Albert Thomas an der Spitze des Internationalen Arbeitsamtes sich mit steigendem Erfolg bemüht, zu verwirklichen und dabei die wohlverdienten Früchte seines Glaubens und seiner Hartnäckigkeit erntet. Wenn wir Sozialisten uns „International“ nennen, dann leugnen wir keineswegs, die Bedeutung und den Wert der einzelnen Nationen. War es nicht euer großer Jean Jaurès, der diese elementare Wahrheit in einer wunderbaren Formel verkündete:

„Die Nationen sind das Schachstücklein des menschlich Gegebenen.“ Und hat er nicht selber durch sein Leben und durch seinen Tod den schönsten Beweis dafür geliefert, daß man ein guter internationaler Sozialist sein kann und zugleich ein guter Franzose?

In seinem Geiste, der auch der Geist von Bebel, von Marcel Sembat und von Ludwig Frank war, und der mehr denn je der Geist aller Sozialisten Frankreichs und Deutschlands ge-



gebung teilzunehmen. Ich habe diese Einladung angenommen, obwohl meine Pflichten als Abgeordneter mir die Reise von Berlin nach Paris gerade im jetzigen Augenblick sehr schwer machen. Denn gerade in diesen Tagen spielt sich in unserem Parlament ein für die Idee des Friedens wichtiger Kampf ab. Es handelt sich um die

von dem deutschen Nationalismus eingeleitete Offensive gegen das Reichsabkomm. unter der Führung meines Freundes Hermann Müller,

der vor seiner Reichslanzlerschaft zusammen mit mir den Vorschlag in der Partei führte. Ein Volksentscheid bereitet sich gegen die Politik friedlicher Abmachungen vor, die in Locarno eingeleitet und



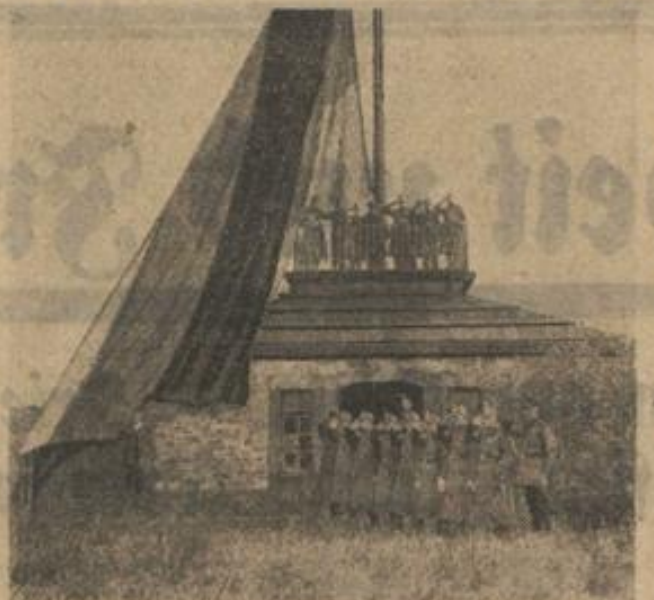
# Das Rheinland feiert.

## Die Befreiungsjubel in der zweiten Zone.

Köln, 2. Dezember.

Um die Mitternachtsstunde vom Sonnabend zum Sonntag beging die Stadt Köln ihre Befreiung von fremder Besatzung mit einer Feier, an der die gesamte Einwohnerschaft teilnahm. Der große Platz vor dem alten Rathaus war von gedrängten Menschenmassen gefüllt. Die umliegenden Häuser waren festlich erleuchtet, über den Dächern wehten die Fahnen des Reiches, Preußens und der alten Kaiserstadt. Vor dem Rathaus brannten in riesigen Schalen die Dankfeuer. Die Vereine waren mit Beschlag und bunten Sponsen aufmarschiert. Kopf an Kopf bis tief in die Seitenstraßen hinein standen die Menschen. Alle Fenster waren dicht besetzt; auf den Dächern sogar drängte man sich, um in dieser historischen Stunde dabei zu sein. Aber der breite Platz

### Die Reichsflagge steigt



auf dem Ehrenbreitstein bei Koblenz, wo elf Jahre die französische Trikolore geweht hatte.

reichte nicht aus. Durch Lautsprecher mußten die Reden zu anderen Plätzen übertragen werden. „Wir tragen es in Trauer und Treue,“ mit diesen schlichten Worten berichtete der Oberbürgermeister über die schwere Zeit, die jetzt hinter Köln liegt. Und es war Jubel und Freude, was heute nacht, was den ganzen Tag, seitdem die belgische Fahne vom Hauptquartier der Besatzungsarmee niedergeholt war, Köln erfüllt.  
Nach einer Ansprache des Oberbürgermeisters Rombert führte Reichsminister Dr. Brüch aus: „In dieser einzigartigen

Stunde ist es mir eine herzlichste Freude, im Namen der Reichsregierung die tapfere, treue und mutige Bürgerschaft der alten Kaiserstadt herzlich zu begrüßen. Wir nennen diese Mitternachtsstunde eine heilige Stunde, weil wir sie nicht einsam feiern, sondern in der Gemeinschaft. Große Feiertage erleben wir nur in der Gemeinschaft, zunächst in der Gemeinschaft der Familie, dann in der größeren Gemeinschaft der Gemeinde und endlich in der großen Gemeinschaft des deutschen Volkes, der deutschen Nation und des Deutschen Reiches. Aber noch schlägt die Stunde der Freiheit nicht der ganzen Nation. An der Mosel und am Rhein steht noch der feindliche Nachhärer, und gerade die nächsten Monate werden nach Tage höchster Spannung bringen. Wir überwinden auch das letzte Hindernis, wenn in unserem Volke der Gedanke lebendig ist, daß wir nur in der Gemeinschaft und in treuer Arbeit am Ganzen die Freiheit wieder erwerben können. Darum rufe ich über den weiten Platz: Stehet zusammen in der Gemeinde wie im Staate! Ohne Freiheit keine Wohlfahrt, ohne Dienst an der Gemeinschaft kein Aufstieg! Mit zusammenschlagenden Herzen erleben wir heute die Gemeinschaft und erleben das in der deutschen Republik geeinte deutsche Volk. Mit Gott vorwärts und aufwärts!“

### Koblenz frei!

Koblenz, 2. Dezember. (Anklich.)

Extrablätter der Zeitungen hatten dafür Sorge getragen, daß die Pariser Meldung von dem Einverständnis der Vorkonferenz mit der Räumung der zweiten Zone noch in den Abendstunden in der ganzen Bevölkerung bekannt wurde. Dem war der Feiertag am Deutschen Eck erst die rechte Stimmung gegeben. Im Laufe des Nachmittags hatten sich die Hauptstraßen trotz des anhaltenden Regenwetters in ein wahres Fahnenmeer verwandelt. Aber erst die Nachricht, daß Koblenz nunmehr auch politisch völlig frei sei, hatte den festlichen Druck von der Bevölkerung genommen. Nach 8 Uhr abends rückten von Köln aus 100 Schuppleute ein, freudig von der Bevölkerung begrüßt.

Gegen 10 Uhr abends setzte ein gewaltiger Zustrom der Bevölkerung nach dem Deutschen Eck ein, der Regen hatte inzwischen aufgehört. Nirgends wurde lärmende Lustigkeit laut. Als um Mitternacht eine Signalarabete auf dem Reudendorfer Weh und das Aufsteigen der großen Feuer an Rhein und Mosel, begleitet von dem feierlichen Geläut der zahlreichen Kirchenglocken, den Beginn der Befreiungstunde verkündeten, entblühten sich alle Häupter. Pauklose Stille trat ein, und in diesem, drei Minuten dauerndem Schweigen durchwanderten die Gedanken der Versammelten nochmals die schwere Zeit des Krieges und die nicht minder schweren Jahre der Besetzung. Wichtig und eindrucksvoll wie ein Dankgebet drang die erste Strophe des Liedes „Großer Gott, wir loben dich“ zum nächtlichen Himmel empor.

Reichsminister von Guérard ergriff dann das Wort. Oberpräsident Dr. Fuchs verlas die Telegramme des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers. Beethovens „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, vorgelesen von rund 700 Mitgliedern des Mittelrheinischen Sängerbundes, schloß die Feier.

Mirben ist, verkünden wir die Notwendigkeit nicht allein der Annäherung zwischen unseren beiden Ländern, sondern auch der Freundschaft zwischen ihnen. Denn alle schmerzlichen und blutigen Lehren der Vergangenheit beweisen,

daß der Friede der Welt in erster Linie abhängt von dem Frieden zwischen Deutschland und Frankreich.

Indem wir für die deutsch-französische Versöhnung wirken, erfüllen wir nicht allein eine Pflicht gegenüber unseren eigenen Vätern, sondern gegenüber der gesamten Menschheit. Die ungeheure Mehrheit in unseren beiden Ländern will den Frieden. Jene, die den Frieden stören, sind nur eine geringfügige

### Minderheit im Dienste von Kriegsgewinnern, von Militärlisten, von Herstellern von Geschützen und Granaten.

Da diese aber über viel Geld verfügen, können sie auch viel Lärm erzeugen und über ihre wirkliche Schwäche täuschen. Unsere beiden Länder sind demokratische Republiken, in denen der Wille der Mehrheit zum Frieden sich in den Taten und in der Politik der Regierungen äußern kann und äußern muß. Darum legen wir deutsche Sozialdemokraten Wert darauf, unseren direkten Einfluß auf die Regierungsmacht zu üben. Indem wir an der Regierung teilnehmen, übernehmen wir eine oft undankbare Aufgabe,

wir erfüllen aber zugleich eine notwendige Friedensmission.

Es ist zum Teil ein Opfer, das wir der ganzen Internationale darbringen. Nie hätten die Fortschritte, die in den letzten Jahren erzielt worden sind, verwirklicht werden können, wenn wir die Regierungsgewalt der Reaktion überlassen hätten. Als ich gestern durch Aachen, die letzte deutsche Stadt auf meiner Strecke, fuhr, war es gerade ein Feiertag für die dortige Bevölkerung. Sie feierte ein nicht nur für sie, sondern für uns alle geschichtliches Datum: den Tag des endgültigen Abzuges der fremden Truppen nach einer Besetzungsdauer von mehr als elf Jahren.

Dieses Ereignis stellt eine wichtige Etappe auf dem Wege zur deutsch-französischen Versöhnung dar.

Wir verdanken diesen Sieg der Idee des Friedens vor allem dem gemeinsamen Handeln der sozialistischen Arbeiter Frankreichs und Deutschlands.

Und so geschieht es, daß, während die falschen Aposteln des Christentums ihre Religion so weit erniedrigen, daß sie die Instrumente des Massenmordes segnen, wir Sozialisten, die wir uns nicht auf Gott verlassen, die aber Vertrauen haben in die Fortschritte der Menschheit, dank der wachsenden Kraft unserer Ideen und unserer Organisationen, wir durch unsere Taten das Wort des Evangeliums verwirklichen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

### Friedensfundgebung eingeschränkt.

#### Begen kommunistischer Drohungen / Massenbesuch auf dem Schlachtfeld.

Paris, 2. Dezember. (Eigenbericht.)

Die für Sonntag in Champigny von den französischen Sozialisten geplante Friedensfundgebung wurde am Sonntag kurz vor ihrem Beginn auf Anordnung der Regierung verboten. Das Verbot erfolgte auf Grund der kommunistischen Drohungen und der dadurch gegebenen Möglichkeit zu Zusammenstößen und Zwischenfällen. Tögefang hat die Pariser „Humanité“ gegen die Friedensfundgebung geheut und ihre Anhänger aufgefordert, nicht nur in Champigny zu erscheinen, sondern die Veranstaltung möglichst auch gewalttätig zu stören. Diese Hehe bot der Regierung Tardieu einen billigen Vorwand zum Verbot der Rundgebung. Allerdings wurde den Sozialisten gestattet, in kleinen Gruppen mit ihren Fahnen an dem Kriegerdenkmal von Champigny vorbeizuziehen. Auch wurde gestattet, daß an dem Denkmal selbst, unter dem sechzig deutsche und französische Opfer des Krieges von 1870 ruhen, eine Tafel mit folgender Inschrift angebracht wurde: „Für den Frieden durch die Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich.“

Zwischenfälle waren nirgends zu verzeichnen, da die Regierung eine ungeheure Polizeimacht aufgebildet hatte.

Die Rundgebung, an der sich trotz der Einschränkungen durch die Regierung etwa 10.000 Personen beteiligten, verlief in völliger Ruhe. Den Rednern war es schließlich doch noch möglich, zu den Massen zu sprechen.

### Hugenberg sogar in Frankreich erledigt.

Paris, 2. Dezember. (Eigenbericht.)

Die Niederlage Hugenbergs im Reichstag hat selbst die wildesten nationalistischen Blätter in Frankreich davon überzeugt, daß man mit Hugenberg keinen Staat mehr machen kann. Die französischen Zuschauer scheinen die Niederlage Hugenbergs als so endgültig und so vollkommen zu beurteilen, daß jedermann in Frankreich darauf verzichtet, Hugenberg weiter als den schwarzen Mann zu benutzen, um den friedlichen Bürger zu schreien. Bezeichnend genug ist der Kommentar, den am Sonntag der „Temps“ der Reichstagsfeier vom Sonnabend widmet. Die Volkspartei könne jetzt nicht mehr mit den Deutschnationalen zusammenarbeiten. Der Reichsinnenminister Severing aber habe die Hauptursache der Hugenberg-Hehe richtig charakterisiert, wenn er sie als einen Angriff nicht gegen den Frieden, sondern gegen die deutsche Republik bezeichnete. Hugenberg müsse sich darüber klar sein, daß sein Versuch, die Republik zu stürzen, nur dazu geführt habe, den Trümmerhaufen zu vergrößern, unter dem seit der Niederlage im Kriege die Monarchie und die Hohenzollernndynastie begraben liege.

### 26 Kälteopfer in Amerika.

New York, 2. Dezember.

Die Kältewelle, die im Süden bis nach Florida reicht, ist vorüber. Nach den Blättern sind ihr insgesamt 26 Menschen zum Opfer gefallen, davon 11 in Illinois und 9 in Ohio. Die Sachschäden sind sehr groß.

### Katastrophe eines Ausflüglierzuges.

Acht Tote, 17 Schwerverletzte in Virginia (USA).

Nach Berichten aus Culch in Virginia ist ein Ausflüglierzug der Pennsylvania-Eisenbahn in der Richtung nach New York bei Culch entgleist. Dabei kamen, wie bisher feststeht, acht Menschen ums Leben, während 17 schwerverletzt wurden. Fünf Wagen des Zuges sprangen, wie man annimmt, infolge Beschädigung der Schienen aus den Gleisen und im Anschluß daran überschlugen sich zwei Wagen. Die Arbeiten

der sofort entsandten Rettungskolonnen wurden durch die herrschenden außerordentlichen Schlechtwetterverhältnisse beeinträchtigt. Mehrere Stunden nach dem Unglück waren die Schienen noch nicht wieder freigegeben. Die Verwaltung der Pennsylvania-Eisenbahn teilt weiter mit, daß wahrscheinlich unterbrochene Telegraphenlinien als Ursache des Unglücks anzusehen sind.

### Gefangener enthauptet sich.

#### Grauenhafter Selbstmord eines Sonnenburger Sträflings.

Ein Strafgefangener, der in der Strafanstalt Sonnenburg eine wegen schweren Raubes verhängte 15jährige Zuchthausstrafe zu verbüßen hatte, verübte auf grauenhafte Weise Selbstmord, indem er sich selbst enthauptete. Die Anstalt besitzt eine elektrische Papierschneidemaschine, an der der Gefangene zuweilen arbeitete. Der unglückliche Gefangene steckte seinen Kopf während einer Pause zwischen die Greifmesser und quillotinierte sich so selbst. Ehe noch jemand das Ungeheuerliche verhindern konnte, brachten die scharfen Messer dem Mann den erschnten Tod, indem sie den Kopf vom Rumpf trennten.

Der Vorgang hat sich bereits am Freitag abgepielt. Ein Beamter aus Berlin ist mit der Untersuchung des Falles beauftragt worden. Ein amtlicher Bericht liegt, wie das Strafvollzugsamt mitteilt, noch nicht vor. Der Strafgefangene soll in der letzten Zeit an Wahnideen gelitten haben. Er trug ein aufgeregtes Wesen zur Schau. Der Arzt des Sonnenburger Zuchthauses hat aber bei ihm bisher keine ungewöhnliche Geisteskrankheit feststellen können.

### Stahlhelmkrawall in Hessen.

#### Chef der Landespolizei ins Gesicht gestoßen. — Kriminalrat niedergeschlagen!

Darmstadt, 2. Dezember. (Eigenbericht.)

Am Sonnabend und Sonntag hielt der Landesverband Hessen des Stahlhelm in Darmstadt eine Tagung ab, an der Stahlhelmvertreter aus allen Gegenden Deutschlands teilnahmen. Im Verlauf der Veranstaltung wurde beschlossen, daß der Landesverband Hessen in Zukunft die Gebiete des Staates Hessen und von Hessen-Rassau umfassen solle.

Der Bundesvorsitzende Selbte war in höchstregener Person erschienen. Er erklärte, Hessen sei das Ausnahmegebiet für den aufgelösten Stahlhelm im Rheinland. Es bedürfe aller Kräfte der zähen und trainierten Soldaten, um Deutschland wieder aufzubauen. Der Stahlhelm wisse, daß nach dem 9. November eine neue Zeit angebrochen ist, deren Probleme nicht mit einer Politik der Rüttele oder mit zehn Fragen eines Ministers zu lösen sind. Der Stahlhelm werde zu einer Selbstschutzvereinigung, zu einem Bunde, dann zu einer Organisation und dann bewußt zur Stütze der deutschen Freiheitsbewegung. Wir sind bewußt zu einer politischen Organisation geworden, die ihr Veto einlegt zu den Tages-

fragen. Der Stahlhelm will nicht zu einer politischen Partei werden. Aber sollte er einmal verboten werden, so steht er in der letzten Stunde da als die unbedeutsame Partei der deutschen Frontsoldaten. Wir wissen, daß wir bei dem Volksentscheid nicht die Mehrheit bekommen. Aber der Volksentscheid bedeutet für den Stahlhelm eine Zählung der Nationalgefeimten in Deutschland. Wir sind zu neuen Volksbegehren bereit!

Als nach Schluß der Stahlhelmoeranstaltung am Sonntag abend ein Trupp von ungefähr 200 Stahlhelmern die Rückreise nach Frankfurt antreten wollte, kam es auf dem Darmstädter Hauptbahnhof zu einer Auseinandersetzung zwischen Stahlhelmern und Zivilisten. Der Chef der hessischen Kriminalpolizei Regierungsrat Bach versuchte den Streit zu schlichten und wurde dafür von einem Stahlhelmann aus einem absehenden Zuge heraus mit einem spitzen Gegenstand unter das linke Auge gestoßen, so daß er sofort ins Krankenhaus transportiert werden mußte. Sein Begleiter, Kriminalrat Reinhold, wurde durch Stoßschläge überhändig zugerichtet. Die Frankfurter Polizei, die von den Vorfällen sofort telephonisch unterrichtet wurde, nahm auf dem Frankfurter Hauptbahnhof etwa 200 Stahlhelmer fest.

Die hessische Regierung wird sich voraussichtlich schon heute darüber schlüssig werden, ob der am Sonntag in Darmstadt gegründete Gau Groß-Hessen des Stahlhelms zu verbieten und aufzulösen ist, nachdem Selbte offen mitgeteilt hat, daß der neugegründete Gau auch die Mitglieder des verbotenen Landesverbandes Rheinland-Westfalen umfassen soll.

### Nichts passiert?

#### Oder wohl: Hufsong hat nichts bemerkt!

Zu Hugenberg Reichstagskatastrophe stimmt sein Schreiber Hufsong im „Vokal-Anzeiger“ die Trauerharle. (Hugenberg und Hufsong, welche ein symbolisches „Hu-Hu“ hat hier der Zufall zusammengefallen!) Herr Hufsong entläßt keinen Schmerz in Scheltworten über den bösen Reichstag, der so gar kein Verständnis für die Seelengröße der Hugenbergiden Kneifmethoden hat. Er schilt:

„Am Reichstag gibt es keine Ueberraschungen. Das geschieht dort nur, was man schon vorher an den Knöpfen abzählen kann. Es geschieht dort in einem tieferen Sinne gar nichts. Das ist das Wesen des Parlamentarismus.“

Kun, wenn Helden wie Hugenberg feiern... Aber halt, es ist doch etwas geschehen: als bei der Abstimmung über den § 4 des Hugenbergbegehrens 14 Deutschnationalen ihren Führer im Stich ließen, das war doch immerhin ein Ereignis, namentlich für Herrn Hugenberg?! Aber — merkwürdig: dieses Ereignis ist Hugenbergs treuem Hufsong ganz entgangen. In den 200 Druckzeilen seines Kommentars zur Reichstagsfeier geht auch das kleinste Sägen über dieses Mißgeschick. Die schönsten Ereignisse nügen eben dem Journalisten nichts, der sie partout nicht bemerken will!

Der sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Meyer (Rhein) ist am Sonntagnachmittag 6.15 Uhr gestorben. Infolge eines im Sommer erlittenen Schlaganfalls lag Meyer seit etwa sechs Wochen im Krankenhaus. Vor zwei Tagen wiederholte sich der Schlaganfall. Meyer verlor das Bewußtsein, das er nicht wiedererlangte. Der Verstorbene stand im 58. Lebensjahre. Er war von Beruf Zigarrenarbeiter und zuletzt Gewerkschaftssekretär in Rheine



# Das Theater der „Opposition“

Die SPD. mit ihren revolutionären Statisten.

Der kommunistische Gewerkschaftskongress verließ auch am Sonntag völlig programmlos. Die Diskussion ging vorchriftsmäßig bis gegen 11 Uhr. In ihr stehen u. a. das Mitglied der früheren kommunistischen Parteileitung der Berliner Zimmerer Schiff sowie der „Führer“ des Berliner Rohrlagerstreiks Niederländer ihren Hatzgefühlen gegen die Gewerkschaften und die Sozialdemokratische Partei freien Lauf. Schiff machte die bemerkenswerte Aeußerung, daß es für einen richtigen Kommunisten ein Anliegen sei, die Statuten und Beschlüsse der Gewerkschaften einzuhalten, wenn er nicht mit seiner Partei in Widerspruch geraten wolle.

Zwischendurch wurde öfter zur Belebung der Stimmung die Aufnahme von parteilosen Kongreßteilnehmern in die SPD. bekanntgegeben. Besonders lebhaft begrüßt wurde die Aufnahme einer Delegierten, die „jahrelang in führender Stellung in der Heilsarmee“ tätig gewesen war.

Die zahlreichen Telegramme nach dem Ausland sowie die mehrere Druckseiten umfassenden länglichen Entschuldigungen zu dem Referat Merklers und die „Richtigkeiten“, die die Taktik der Gewerkschaftsopposition bei den kommenden Betriebsrätewahlen festlegen, wurden natürlich „einstimmig“ angenommen. Diese Entschuldigungen waren größtenteils schon vor Beginn des Kongresses fertiggestellt worden.

Das Programm wurde zum Schluß noch etwas belebt durch den Einmarsch einer Gruppe des verbotenen Roten Frontkämpferbundes in voller Kriegsausrüstung und der Rede ihres Truppführers. Nach dem Gelingen der Internationalen lenkte sich der Vorhang über diese Korikatur von Gewerkschaftskongress. Von den 1117

# Theater / Tanz / Musik.

## „Die Gezeichneten.“

Städtische Oper.

Die „Gezeichneten“, das sind die von der Natur Benachteiligten, belastet von Geburt, doppelt belastet durch das drückende Bewußtsein ihrer schicksalhaften Benachteiligung. Ein allgemein menschlicher Stoff, so ergiebig nach der psychologischen wie nach der sozialen Seite, vom Leben unendlich oft zur Tragödie geformt. Ein echter Tragödienstoff, aber Franz Schreker, befangen in der Thematik des nachwagnerischen-romantischen Musikdramas, hat das Lebensproblem ganz auf die Spezifität der erotischen Geheimnishaftigkeit zugeschnitten. In solcher Abgrenzung freilich — ein mißgestalteter Mann, der nicht zu werden mag; ein Mädchen, das nicht lieben darf — wird es nicht viel mehr als ein interessanter Sonderfall. Die Schwächen des Vorgangs, der sich zwischen den Seelen des buchtigen Moins und der herzranken Carlotta anspricht und ein bischen gemaltrom zum tragischen Ende geführt wird, verdeckt eine phantastisch-wirre Rahmenhandlung. Sie spielt in Genua, zur Zeit und in der Welt der Renaissance; ein seltsames Etablissement, eine Art Liebesparadies, geschaffen für den Adel der Stadt, der den männlichen Teil der Besucher stellt — den weiblichen liefert, minder freiwillig, das Bürgertum — spielt darin eine beherrschende Rolle.

Für den Komponisten Schreker hat der Dichter dieses Opernbuch geschrieben. Mit dem ausschweifenden Reichtum seiner orchestraalen Phantasie und seiner Harmonik, mit seinem innersten Widerstand gegen fest umrissene Formen und klare Linien, ist Schreker der Musiker der schimmernden, schillernden Farben, des verfließenden, verschwimmenden Klanges, Meister der vagen Zwischenföngigkeit. In der gehemmten Erotik des zweiten Aktes, in der organisierten Verworfenheit des dritten ist er in seinem Element und im Bereich seines ureigensten Talentes. „Die Gezeichneten“ sind gewiß kein eigenartigstes Werk und auch, wie sich von neuem gezeigt hat, kein Bühnenwirksamstes (trotz erheblichen Längens, gegen die es immerhin noch ein Mittel gäbe. Die Aufführung, unter Hörths feinsicher, Sedations musikalischer Leitung, ist so lebens- wie hörensamer. Die unheilbischen Heiden der Oper, Carlotta und Albano, erhalten in der Darstellung durch Delia Reinhardt und Josef Burgwintel menschliche Echtheit ihres abseitigen Lebens und Leidens. Dem Stärkeren, dem beide erliegen, leihe Herbert Janßen (auch er übrigens, wie Delia Reinhardt und Hörth, von der Staatsoper) die sieghafte Kraft seines herrlichen Organs und einer überzeugenden Persönlichkeit. Stürmischer Premierenabend, ein großer Abend der Städtischen Oper, wenn auch nicht durchaus aus eigenen Kräften. K. P.

## Hans Adler: „Drei Herren im Grad.“

Tribüne.

Erster Herr: der Generaldirektor der Fünfgesellschaft Ramses, mit dem Scheibuch, Herr seiner Fünfdina, mit dem Herzen ihr Eskane, mit beiden Füßen im Leben, mit einem Fuß im Zuschauhaus. Zweiter Herr: jugendlicher Anbeter der Dina, von Beruf Innenarchitekt, aus Beerdtheit nach der Dina leichtsinnig genug, um dem dritten Herrn zu folgen, der ein Gentleman-Eindreher und außerdem noch ein Rheumatiker und Ehrenmitglied im Völkerverbund der Genossen ist. Die Fünfdina hat zwischen den drei Herren zu wählen, und da der Generaldirektor schon das fünfzigste Jahr passiert hat und der Innenarchitekt zu schüchtern ist, entschließt sie sich, den Gentleman-Eindreher zu nehmen, der sich als ein sehr praktischer, ordentlicher und weiserer Mann entpuppt.

Das wäre eine lustige, wenn auch etwas trumme Geschichte. Doch der Komödienschreiber liebt zu begierig am Wortwitz, den schon flott genug zum Klappen, und die Schauspieler müssen sich quälen, damit es vorwärts geht. Es pulvert sich besonders Frau Maria Fein zu einer virtuos schillernden Fünfkanaulle auf, es blödeln und wienert Herr Edthofer herrlich seinen grünen Anbeter. Die Herren Elinger und Jordan spielen in dem Quartett, das zu oft zur Langeweile deloniert, mit der Förschheit erprobter Komödianten. M. H.

## „Reserviert für Herrn Gaston.“

Berliner Theater.

Max Wolff, Opernkomponist und Vibretti, hat einen reizenden Bühnenscherz geschrieben, eine Anekdote mit vielen lustigen Einfallen, die in 24 Bildern, von der geschickten Hand des Regisseurs Förster-Varrinaga geleitet, flott und lebendig vorüberrollt. Die Hauptrolle spielt dabei ein Fehpelz, der von Hand zu Hand wandert und dabei allerlei überraschende Verwirrungen stiftet.

Der Richter behenkt seine Freundinnen regelmäßig mit einem kostbaren Pelz. Auch Luise, seine letzte Freundin, freut sich königlich über das Geschenk. Aber wie soll sie ihrem Mann den Besitz eines so teuren Mantels erklären? Sie bekommt einen famosen Einfall. In einer schmerzigen Pfandleihe verleiht sie den Pelz für eine lächerlich kleine Summe und schwindelt ihrem Mann vor, sie hätte den Pfandschein auf der Straße gefunden. Er soll ihn einlösen und ihr den Pelz schenken. Leider geht die Sache schief. Dem treuen Gatten kommt der Pfandschein sehr gelegen, er hat bessere Verwendung für den Pelz. Eilend bringt er ihn seiner Geliebten. Das kluge Frauchen merkt natürlich etwas und versucht, ihrem Mann den Pelz wieder abzugeben. Anzweifeln wechselt der Fehmanier mehrfach seinen Besitzer und bringt alle Beteiligten in scheußliche Verlegenheit. Zerwürfnisse, Scheidung, Antikagebank sind die Folge. Es ist schon eine verfilzte Sache mit einem billigen Pelz. Zum Schluß tritt eine überraschende und alle befriedigende Wendung ein.

Dieser Fehpelz ist gewiß kein Biberpelz. Aber jedes von den 24 Bildern ist ein famoser Späß und sprüht vor Uebermut. Den Schwanz spielt ein richtiges Ensemble; von der Kleinsten bis zur größten Rolle ist jeder an seinem Platz: Johannes Riemann, elegant, charmant und lebenswürdig; Käthe Haack in reizender, bescheidener Verlegenheit; Hilde Wagener sehr routiniert, von übermäßigender Komik, Hans Brausewetter, Erhart Siedel und Ludwig Stöckel. Rosa Balletti und Max Ehrlich bieten in ihrer Pfandleiherlei eine Extravortstellung, die an Komik alles übertrifft.

In der Gesellschaft der Ostasiatische Kunst spricht am Dienstag, 8 Uhr, Dr. Anna Berliner über den Teakult in Japan. Staatliche Kunstbibliothek.

Im Institut für Meerestunde spricht Dienstag, 8 Uhr, Prof. Dr. Stalberg über das Thema: „Wie man heute die Tiefe des Meeres ermittelt.“

Dr. Walter Gewandhausapellmeister. Es ist der Lebziger Gewandhauskonzertdirektion gelungen, Bruno Walter als Gewandhausapellmeister zu gewinnen.

## Bier tänzerische Temperamente.

Dritte Tanzmatinee im Theater am Bülowplatz.

In der 3. Tanzmatinee dieser Saison gab die Volkshöhne vier Tänzern, die man gewöhnlich nur als Statisten im Rahmen einer Bühnengruppe sieht, Gelegenheit, sich in Einzelzügen zu zeigen. Sie hatten volle Freiheit in der Auswahl, volle Freiheit also, ihre eigentliche Begabung zu betonen. Von dieser Möglichkeit wurde zum größten Teil Gebrauch gemacht, wenn sie auch nicht voll erschöpft wurde.

Selbstamerweise bewiesen gerade die beiden Tänzerinnen die bessere Kenntnis ihrer Fähigkeiten. Sowohl Alice Ullien als auch Mira Ciryl waren bemüht, in allen Tänzen den charakteristischen Ausdruck ihres künstlerischen Erlebens zu finden. Am deutlichsten zeigte sich das bei Mira Ciryl. Sie ist die Tänzerin des Pathos. Ganz stark kam das zum Ausdruck in „Rabe“. Hier fand sie die ungeheure Wucht der großen antiken Geste. In diesem Tanz, der ohne inneres Erleben undenkbar ist, war alles stark und echt. Erschütternd die schmerzlichen großen Schwingen, die den ganzen Körper durchziehen und ein ergreifender Ausdruck der Klage und Verzweiflung werden. Doch gerade bei diesem Tanz wurde ein wesentlicher technischer Mangel fühlbar: diese Tänzerin mit dem sehr durchtrainierten Körper kann nicht stehen. Dort, wo ein Einschnitt eine tänzerische Figur klar herausheben, pointieren soll, verwickelt sie die Konturen, weil sie mit einigen Trippelschritten Halt suchen muß. Am wenigsten wurde diese Unvollkommenheit deutlich in dem „Russischen Fragment“, ihrer schönsten Darbietung. Lebenslust, Sehnsucht, Klage, Fanatismus des russischen Menschen ist in diesem Tanz eingelangt. Der Kreis der Gestaltungsmöglichkeiten dieser Künstlerin scheint eng zu sein. Aber in seinen Grenzen bietet die Künstlerin Schöndes.

Auch Alice Ullien stellte sich keine Aufgaben, die ihrer Art fremd sind. Doch man hatte das Gefühl, daß sie ihre tänzerischen Möglichkeiten nicht annähernd erschöpfte. Im „Drehtanz“ ließ sie eine feisliche Erlebnisnote ahnen, die selbst hier nur angedeutet wurde, vor der aber alle ihre übrigen Tänze nichts verrieten. Sie gab sich als die Reiz-Sentimentale. Das ist gewiß eine Seite ihres tänzerischen Wesens, aber doch eben nur eine. In der wunderbaren Ausdrucksfülle der einfachen Drehungen schien sich eine ganz große Tanzbegabung anzudeuten. Der „Ländliche Tanz“ zeigte die übermütig-heitere Kunst der Ullien vielleicht am schönsten und reinsten. In einem „Prélude“ mit Edgar Frank fanden sich spielerische Ballettmotive wieder, ins Moderne übertragen. Eine hübsche, erfreulich anmutende, den Zuschauer wenig anstrengende Darbietung.

Edgar Frank vertrat in dieser Matinee überhaupt den Typ des Ballettänzers. Nicht im Technischen, sondern im Ausdruck. Sein Tanz ist inspiriert von den Tanzmotive, scheint sich aus ihnen zu entwickeln. Deshalb mußte Frank so überaus amüfant in dem grotesken Tanz des „Faurbo“ wirken, deshalb mußte der Wildheit und Wucht fordernde „Tartarentanz“ ihm am wenigsten glücken.

Der vierte Tänzer der Matinee war Jens Keilh, der vielseitigste Künstler dieser Matinee. Von der modernen Parodie bis zur Eleganz des Ballettänzers, bis zur Tiefe eines feislich durchlebten Tanzausdrucks gelangt ihm alles. Das heißt noch nicht, daß Keilh wirklich alles tanzen sollte. Er hat es ja nicht nötig, mit der edlen Geste des großen Balletts zu proben. Sein „Dux heraculus“ bewies, daß er auch dieser Ballettänzer sein kann; doch wieviel stärker war sein aufwühlender „Barrifaden-Tänzer“, sein prachtvoller „Landsknecht“! Lebhaften Beifall fand sein parodistischer „Schlager“, den er mit ausgefallenstem Uebermut auf die Bühne stellte.

## Byrd, der Ueberflieger der Pole.

Für den amerikanischen Marineoffizier und Flieger Richard Evelyn Byrd gibt es keine unerforschten Gebiete. Zwar ist Byrd nicht der Erste, der den Südpol erreicht hat; wenn man von Scotts tragischer Expedition absieht, muß man in diesem Augenblick doch des toten Forschers Annahmen gedenken, der am 8. September 1911 mit vier Gefährten, vier Schlitten, 52 Hunden und Proviant für vier Monate den Vorstoß nach dem äußersten Süden der Erde wagte und am 16. Dezember den Südpol erreichte. Doch war damals für diesen Zweck eine gewaltige Expedition nötig, die viele Monate unterwegs war, während diesmal der amerikanische Flieger für den gesamten Rundflug über den Südpol nur neunzehn Stunden gebraucht hat.

Es ist erstaunlich, daß ein Mann von einundvierzig Jahren — Byrd wurde am 25. Oktober 1888 in Winchester im Staate Virginia geboren — noch die Spannkraft und den Sportsgeist aufbringt, so anstrengende und aufreibende Dauerflüge in schwierigsten Luftverhältnissen zu unternehmen. Aber Byrd ist in den letzten Jahren niemals aus der Übung gekommen. Am 9. Mai 1926 flog er zusammen mit dem Piloten Bennett von Ringobay auf Spitzbergen nach dem Nordpol und zurück. Die Stimmung, die ihn damals im Augenblick der Polüberfliegung beherrschte, schildert er selbst folgendermaßen: „Vierzehn Minuten kreiste ich über dem Pol. Wir sahen unter unseren Augen riesige Eismassen auftauchen, die sich tausend Meter unter uns befanden. Das Geräusch der Motoren verhinderte jede Unterhaltung. So neigte ich mich dem zu meinem Gefährten und drückte ihm schwelgend die Hand. Wir gedachten Beards, der mit seinen Hunden und Schlitten am 6. April 1909 in unmittelbarer Nähe des Nordpols gewandelt hatte, und wir ließen keine amerikanischen Fahne auf den Pol herabfallen, denn Peary hatte es ja schon getan. Alles in allem hatten wir eine Flugzeit von sechzehn unergreiflichen Stunden. Die Sonne stand hoch, als wir abflogen, und stand nach am Himmel, als wir wiederkehrten. Wir waren dadurch in der angenehmen Lage, uns nach der Sonne zu richten.“

Dieser Flug brachte dem tapferen Amerikaner Belohnung ein. Als Lindbergh und Chamberlin dann den Atlantischen Ozean überflogen, wollte Byrd nicht hinter ihnen zurückstehen, und vom 29. Juni bis zum 1. Juli 1927 überquerte er im Flugzeug den Atlantik von New York nach Europa. Bald darauf wurde bekannt, daß der mutige Amerikaner, der seinen Namen mit Redy trägt — das englische Wort „bird“ bedeutet Vogel — nun auch die Antarktis vom Flugzeug aus erforschen wolle. Im Herbst 1928 reiste er in das südliche Polargebiet die Expeditionen, die eine halbe Million Dollars kosten sollte, wurde von einer großen New-Yorker Zeitung finanziert. Es war ihm diesmal leichter, das nötige Geld aufzubringen, als im Frühjahr 1926; damals hatte man ihn nur ausgelacht, und ein amerikanischer Millionär hatte zu ihm gesagt: „Ich werde 10000 Dollars geben, wenn Sie lebendig vom Nordpol zurückkommen, vorher keinen Cent. Aber ich werde wohl auch nochher mein Geld behalten können.“

## Wir sparen . . .



„Was ist denn das?“  
„Das wissen Sie nicht? Das ist der neuerrichtete Büro-  
palast des von der Deutschen Volkspartei verlangten  
Reichspar-Kommissionars.“

Teilnehmern sind angeblich 759 freigewerkschaftlich organisiert, 826 waren „Betriebsvertreter“, 152 Vertreter der Ausgeschlossenen, 191 Vertreter der Erwerbslosen und 5 Vertreter der Notstandsarbeiter.

Zur Förderung der „revolutionären Gewerkschaftsopposition“ wurde ein Reichsamt mit Herrn Merker an der Spitze gebildet, und zwar nur aus Berlinern, damit dieses „Reichsamt“ in enger Föhlung mit der SPD-Zentrale, d. h. unter deren Kontrolle stehen kann.

„Proletariat aller Länder vereinigt euch!“ mahnen Karl Marx und Friedrich Engels. Die Moskauer aber scheuen sich nicht, sich auf Karl Marx zu berufen, um ihre Veruche zur Veruneinigung der Arbeitnehmer und zur Spaltung ihrer Organisationen zu betreiben. Diesem verbredlichen Treiben muß energischer als bisher gesteuert werden.

## Der Hauseinsturz in Marseille.

12 Tote und 11 Verletzte geborgen.

Paris, 2. Dezember.

Die Aufräumarbeiten bei dem Hauseinsturz in Marseille wurden die ganze Nacht hindurch bei Scheinwerferlicht und am ganzen Sonntag mit großem Eifer fortgesetzt. Bis her wurden 12 Tote und 11 Verletzte geborgen. Nach der Ansicht der Sachverständigen sollten die beiden eingestürzten Häuser sowie eine Anzahl anderer Bauwerke in derselben Straße wegen der drohenden Einsturzgefahr schon längst geräumt werden müsse. Die schwersten Vorwürfe richteten sich gegen den Hausbesitzer, der von den Behörden vernommen werden wird, da er Warnungen, die ihm bereits 24 Stunden vor der Katastrophe zugegangen sind, einfach unbeachtet ließ.

Marseille, 2. Dezember.

Gestern nachmittag wurden aus den Schutzmassen der beiden eingestürzten Häuser die Leiche eines fünfjährigen Knaben ausgegraben. Die Zahl der Toten steigt damit auf 12. Es ist immer noch nicht gelungen, die Trümmer vollständig fortzuräumen und man vermutet, daß noch weitere fünf Leichen darunter liegen. Drei der Unfallstelle zunächst gelegene Häuser mußten von ihren Bewohnern geräumt werden, da sich gleichfalls Risse in den Mauern zeigten und man ihren Einsturz befürchtet. Gestern Abend versuchten die Kommunisten vor den Trümmern gegen die an der Katastrophe verantwortlichen Personen zu demonstrieren. Die Polizei zerstreute schließlich die Ansammlungen. Der Bürgermeister hat bereits Sanktionen gegen die Beamten angekündigt, die eine von den Mietern der eingestürzten Häuser vor einigen Tagen eingereichte Denkschrift, in der auf die Gefahr aufmerksam gemacht wurde, völlig unbeachtet gelassen hatten.

Die australische Regierung kündigt eine weitere Begrenzung der bereits auf 50 Proz. herabgesetzten Einwanderungsquote für das nächste Jahr an. Nur noch die engeren Angehörigen der in Australien angesiedelten Personen werden Einreiseerlaubnis und Unterstützung erhalten.







# DER KUMPEL ENTWICKLUNGEN IM RUHRREVIER



Aus der Mappe „Arbeit“ Hermann Kästelhön

Unter den allerbärmlichsten Verhältnissen im Waldenburgischen aufgewachsen, geht Georg Werner mit 14 Jahren zur Grube. In seiner Kindheit das, was man einen aufgeweckten Jungen nennt, der in der Volksschule seiner Heimat auf der „Armen-Leute-Kinder-Seite“ sitzen muß, wird er im Laufe der Jahre einer von den guten Bergleuten, die Waldenburg von jeher herangebildet hat. Es reicht auch zum Besuch der Bergschule. Dann nehmen ihn westfälische Agenten mit in das Ruhrrevier. Mit 22 Jahren ist er Steiger. Mit 29 Jahren erwirbt er das Betriebsführerzeugnis für große Steigerverbände. Mit 30 Jahren gründet er den Deutschen Steigerverband. Während des Weltkrieges treibt er sich, schon ein Bierjahriger, mit einer aktiven Konierkompanie an der Westfront herum. Nach dem Krieg Soldatenrat im Ingenieurkomitee in Berlin, dann Geschäftsführer im Bund der technischen Angestellten und Beamten, Mitglied der Sozialisierungskommission, des Reichswirtschaftsrats, der Knappschaft usw. Ämter und Würden legt er 1925 nieder und gibt eine Zeitschrift über knappschaftliche Dinge heraus. In seinen Ruhestunden hat er ein eigenartliches und wertvolles Buch geschrieben, das er „Ein Kumpel“ nennt. (Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Berlin.) Wahrscheinlich hat er das Buch geschrieben, weil er bereits im Jahre 1914 im Korrespondenzblatt der Generalkommission der freien Gewerkschaften einen Artikel über die Demokratie in den Betrieben der Arbeiterbewegung schrieb. Damals verbanden wir wohl mit dem Begriff Demokratie in der Wirtschaft noch weit weniger Vorstellungen als heute. Wir verlangten, anständig und als Menschen behandelt zu werden. Das war auch bei Werner der Fall, und so kam er in seinem Artikel zu dem Schluß, daß Vorgesetzte und Untergebene sich selber nicht als Menschen behandelten. Er sagte, es fehle in der Zusammenarbeit von Vorgesetzten und Untergebenen an demokratischen Grundfähen.

Die Idee von den demokratischen Grundfähen in der Wirtschaft beherrscht den „Kumpel“. Mit einer unbedingten Wahrheitsliebe malt er Situation an Situation und skizziert mit warmem sozialen Gefühl und vielem Verständnis für Menschen und Dinge in der Wirtschaft das Fundament einer anderen Verfassung. Er kommt als Hauer nach der Zeche Hibernia, die der große irische Pionier William Mulvany baute, und um die sich die größte Kohlenstadt der Welt, Gesenkirchen-Buer, sozusagen im Hundstrecke entwickelte. Von dort geht's nach Stoll und Scherenberg, der südlichsten Zeche im Ruhrrevier. Ein gemütlicher Betrieb, in dem noch die alte Sitte des Bergamts gebräuchlich ist. Dann wirft ihn das Schicksal glattweg in die wilde Woge der industriellen Ent-

wickelung. Die Flüge warten auf Menschen, die Kohle hauen können. Aus allen Provinzen Deutschlands holt man sie. Es kommen die Leute aus Bayern, aus der Pfalz, aus Saarabien. Es kommen die sparsamen Hessen, die es in Westfalen zu etwas bringen wollen. Es kommen Sachsen, die bärenstarken Tagelöhner aus Posen, qualifizierte Schlesier, das bewegliche Element der Masoren, die die heimliche Scholle und der heimliche Fischfang nicht mehr ernähren kann. Es kommen Holländer, Belgier, Luxemburger, Franzosen, Leute aus Elsch-Lothringen, sehr viel Italiener, dann Desterreicher, Slowenen, Slowaken, Russen u. a. m. Der reine Turmbau zu Babel. In den neunziger Jahren, um die Jahrhundertwende, ist das Ruhrgebiet ein großer Menschenteigel, in dem es tocht und gärt. Die Menschen wachsen zusammen. Es ist keine schlechte Rasse geworden dort unten. Georg Werner selbst ist ja Schlesier. Er hat nie die Sprache des Landes, die Sprache der „Roten Erde“ sprechen gelernt. Er kann nicht „platt“ führen. Er spricht aber die Sprache des Tiegels. Die Jahre, die er dort unten lebte, haben genügt, ihn zu den ibrigen zu machen, deren Schicksal er in seinem „Kumpel“ beschreibt. Georg Werner hat wohl als erster, versucht, mit den Mitteln des Erzählers dem Phänomen des neuen Industrielandes an Ruhr und Escher zu Leibe zu gehen.

Im Herbst 1903 geht Werner als Steiger nach Neuenmühl. Es war einmal eine Bauernschaft dort, wo die Escher in den Rhein fließt. Ein paar Bauernhöfe, das war die ganze Besiedlung. Auf den fetten Feldern arbeiteten einige Duzend Bauern. Dann kaufte der Hanielkonzern die Zeche Neuenmühl. Die jetzige Großstadt Hamborn, zu der Neuenmühl mal als Bauernschaft gehörte, zählte 1890 etwa 8000 Einwohner. Im Jahre 1900 war die Einwohnerzahl bereits auf 33 000 gestiegen. Jetzt sieht das amerikanische Tempo ein. Die Stadt nimmt in jedem Jahr um 10 000 Einwohner zu. Alle Welt



Aus der Mappe „Arbeit“ Hermann Kästelhön

strömt nach Neuenmühl. Die Zeche begann 1893 mit 28 Arbeitern. 1895 waren es 69, 1904 bereits 4895. 1907 sprudte der Gigant nicht ganz 20 000 Tonnen Kohlen aus. 1904 dagegen 1,65 Millionen Tonnen Kohlen. Der Betrieb rost. Man macht Stichproben. Danach arbeiteten 1904 auf Neuenmühl 3108 Deutsche, davon 1340 aus den Ostprovinzen, 1095 Desterreicher aus Krain und Steiermark, Slowener oder Cudische genannt, 240 Holländer, 136 Italiener, 53 Russen, 33 Belgier usw. Nach Neuenmühl drängte sich alles, was aus irgendeinem Grunde untertauchen wollte. Die Haniels wollten Geld verdienen und Kohlen fördern: sie gaben jedem Arbeit; sie nahmen auch nach den unglücklichen Streiks im Ruhrrevier die Leute vorbehaltslos auf, die man auf die schwarzen Listen setzte. Sie nahmen die Opfer des Streiks auf, wie sie ehemalige Zuchthäuser aufnahmen. Werner bestätigt, daß auf Neuenmühl zu seiner Zeit mehr ehemalige Zuchthäuser arbeiteten als in einem großen Zuchthaus unterzubringen sind. Neuenmühl kennt nur schreiten; die Belegschaft von Neuenmühl aber ist so, daß der Schnapsauschank in einer an der Zeche gelegenen Wirtschaft pro Monat 300 Hektoliter (in Worten dreihundert Hektoliter) ausmacht. Das Messer sitzt lose. Allmonatlich wird zumindest ein Mensch totgeschlagen. Die Steiger haben Waffenscheine und tragen Revolver bei sich. Im Tiegel gärt's.

An der Spitze des Giganten steht ein früherer Arbeiter, der aus ganz armen Verhältnissen hervorgegangen ist. Selbstmännchen im wahren Sinne des Wortes. Seine technischen Fähigkeiten sind außerordentlich groß. Reichtum, für so manchen, die in jener Zeit aufgestiegen sind. Die von der Pike auf dienen und die Technik so in sich hatten wie andere Leute anderswo die Fähigkeit, richtig deutsch zu sprechen; was diese Pioniere nie lernten. Der Selbstmännchen von Neuenmühl „schreit“ keine Löhne, d. h. auf Neuenmühl wird bezahlt, was der Arbeiter wirklich verdient. Ist das Gedinge, der Akkord einmal festgesetzt, dann wird ausgezahlt, gleichgültig, ob man 20 Pfennige oder 20 Mark verdient. Wurde im Schein-gedinge wo anders der Hauerlohn von 5,40 Mark bis 6,50 Mark gehalten, so gab es auf Neuenmühl Löhne von 3 bis 15 Mark pro Schicht. Der Mensch ist gar nichts, die Leistung alles.

Hier wird also Werner Steiger. Er kriegt ein schwieriges Revier, und faßt die Sache beherzt an. Er zieht Landolente nach Neuenmühl, verlangt Leistung, weiß sich aber mit den Leuten zu stellen. Die gute Zusammenarbeit gewährleistet gute Leistungen. In der kurzen Zeit von sechs Monaten steigt der Durchschnittsverdienst der Arbeiter im Wernerischen Revier von etwa 3,60 M. auf 5,40 M. Als er das Revier übernahm, war der Durchschnittsverdienst seines Reviers der niedrigste unter allen Revieren. Nach sechs Monaten steht er an erster Stelle. Die Selbstkosten sinken. Ziel war, die Selbstkosten auf 4 M. zu drücken. Sie stehen auf 4,80 M., als Werner das Revier übernahm. Sie sinken in sechs Monaten auf 4,07 M. Das scheint uns ein wichtiges Exemplum auch für die moderne Rationalisierung zu sein; für die Auffassung von Lohn und Leistung überhaupt.

Schon greift Werner nach der großen Chance: er soll Betriebsführer werden! Da scheitert er an etwas, das er das System Stinnes nennt. Werner ist in dem kapitalistischen Betriebe von Neuenmühl der reine Tor. Sein Ideal ist der leitende Grubenbeamte, der durch Schaffung eines guten Zusammenarbeitens aller im Betriebe Tätigen gute Leistungen erzielen will. Der junge Herr

Stinnes kennt aber nur ein Ziel, die Leistungen zu steigern. Wie die Menschen zusammenarbeiten, ist ihm gleichgültig. Von ihm gibt Werner folgende Schilderung, die das, was er System Stinnes nennt, demonstriert: „Stinnes gehörte zu jenen Menschen, denen der Erfolg Lebensfreude ist. Er hätte die Leistungen steigern können, wenn er neben den durch Verstand und Wissenschaft gebotenen Verbesserungen des Betriebs gute Menschenökonomie verlangte. Aber über Menschenbehandlung machte er sich keine Gedanken. Die ersten Menschen, die ihm die großen Erfolge auf seinen Zechen brachten, waren junge energische Betriebsführer, die mit der Schlämigkeit rücksichtslos aufräumten, und denen das Schicksal des einzelnen nicht nur gleichgültig war, sondern denen es sogar Freude bereitete, recht brutal zu sein. Ihre brutalen Methoden aber wurden für Herrn Stinnes das Evangelium des Erfolges, während sie in Wirklichkeit Begleitererscheinungen des Systems der Reibung waren. Der Erfolg aber beruhte auf den technischen Fortschritten, auf der verminderten Ausführung der notwendigen Reparaturen und auf der Aufzehrung der inneren Reserven auf Kosten der Sicherheit. Diese neuen Herren brachten Leben in jeden Betrieb; denn Stinnes ließ seinen Mitarbeiter freie Hand.“

Einer von diesen Herren entsetzte 1905 auf Zeche Bruchstraße den großen Bergarbeiterstreik, der sich wie ein Präriebrand über den ganzen Kohlenpott ausbreitete. Werner hängt an zu grübeln. Er denkt über Dinge nach. Er analysiert die Systeme in den Betrieben und folgert: Der Unterschied der beiden Systeme liegt weniger auf dem Gebiet der Leistung. Denn die Leistung wird durch beide Systeme gesteigert. Der Unterschied liegt in der Umstellung des Betriebs vom Guten aufs Böse und in einer Schädigung des Einzelnschicksals. Das System der Reibung schafft verbitterte unzufriedene Menschen, steigert die Zahl der Erkrankungen und der Unfälle, vermehrt den Arbeiterwechsel, bringt Jank und Streit, stiftet Unfrieden in den Familien. „Es bringt überall Tränen zum Fließen.“ Es ist das System, welches freie anständige Menschen rasend machen kann. Werner hätte weiter folgen können: es ist das System, das, auf Sicht, jede Produktionssteigerung unterbindet.

In diesem System scheitert Werner. Zu jener Zeit muß es wohl gewesen sein, wo er den Schichtmeister Bogulla kennen lernte. Das war ein Freigewerkschafter, ein Mitglied des Alten Bergarbeiterverbandes, und die Figur in Werners „Kumpel“, die wirklich künstlerisch getroffen ist. Bogulla war der typische „Kumpel“, Kumpels sind nicht nur im Bergbau zu finden. Es gibt solche Menschen, wenn auch viel seltener, in allen Berufen. Der Kumpel ist ehrlich, wahr und sucht keine Freundschaft. Blaßt er in einem anderen Menschen die gleichen Eigenschaften zu sehen, so verständigt er sich mit dem ohne viel Worte und hält ihm die Freundschaft, auch wenn ihm läßt Nachrede zu Ohren kommt. Kumpels sind treue, uneigennützig Menschen. Bogulla sieht in seinem Steiger, also in Werner, einen Vorgesetzten, der ihm als dem um 20 Jahre älteren mit jener Achtung begegnet, die unter anständigen Menschen eine Selbstverständlichkeit ist. „Ich traf unbewußt den Umgangston, den er gefühlsmäßig von seinem Steiger ersehnte. Die Folge war, daß er sich alle Mühe gab, mir im Revier behilflich zu sein. Mit diesem Manne bin ich bis zu seinem etwa vier Jahre später erfolgten Tode infolge Unfalls immer gut Freund geblieben. Von ihm habe ich auch regelmäßig die Bergarbeiterzeitung erhalten, so lange ich in Neuenmühl gewohnt habe. Er ist jener Arbeiter, der meine politischen und gewerkschaftlichen Ansichten grundlegend beeinflusst hat.“

Das ist mehr als ein Denkmahl des Lebenden an den toten Freund. Hier werden in kurzen Sätzen die ungeheuren Kräfte demonstriert, die im Tiegel rasend waren und die ein Industrieland und eine neue Rasse schufen; hier wird das Fundament von etwas unerhörtem Neuem enthüllt. Hier ergeben sich die Brücken zwischen dem großen Giganten Neuenmühl, der 2 Millionen Tonnen Kohle ausspuckt, und jenen, die diese



Junge mit Lampe Hermann Kästelhön

Kohlen hauen und brechen, Werner und Bogulla. Hier liegt die große Synthese. Hauch wirklicher Arbeitsgemeinschaft. Hauch wirklicher Wirtschaftsdemokratie.

Was sollte Werner weiter tun? Er wurde kein Betriebsführer. Er schnürte sein Bündel, wurde Sozialdemokrat und schrieb den „Kumpel“.

Friedrich Oik.



Aus der Mappe „Arbeit“ Hermann Kästelhön

wicklung, die gerade das Ruhrgebiet durchbraut und die dem Land an der Ruhr und Escher ihren Stempel aufdrückt.

Zu jener Zeit schreit die Welt nach Kohlen, deshalb wandert der Bergbau wieder einmal, von der Ruhr nach der Lippe zu, wo gigantische Betriebe entstehen; er drängt nach dem Rhein, wo die Flüge viel reicher und mächtiger liegen als an der Ruhr. Es ist die Zeit, wo die Stinnes und Thyssen den westfälischen Bauern ihr Land gleich gemeinde- und dorfsweise ablaufen. Wo gestirnten Weiden und Felder waren, geht der Teufel los. Die Kübel freien unauferhörlich Wergel, Maschinen und Menschen ahnen Tag und Nacht. Schließlich sehen die Schwächlinge. Man hat nie unten



# Todeskampf der Freiheit

Pietro Nenzi

(M. Fortsetzung.)

„Wir sind bereit,“ sagte Viccini, „den Befehlen der Partei Folge zu leisten. Aber ihr müßt euch schon jetzt klar machen, daß auch der geringste Versuch der Agitation erdormungslos bestraft werden wird. Darüber darf man sich keinerlei Illusionen machen. Wenn die Genossen im Parteivorstand glauben, sie könnten den Wahlkampf benutzen, um die Partei zu reorganisieren, so muß man sagen, daß sie über die wahre Sachlage nicht genügend unterrichtet sind. Die Lage ist furchtbar.“

Trotzdem kam man überein, daß man nicht vom Wahlkampf desertieren durfte.

Wer sollte unsere Fahne hochhalten? Ich schlug eine Liste vor. Viccinis Name war darin. Er zögerte, sprach von mangelnder Schulung. Aber dann gab er nach.

„Wenn die Partei mich braucht, in einem Kampfe, der noch dazu keinerlei Chancen des Erfolgs bietet — nun, dann stehe ich zu Diensten.“

Wir diskutierten noch über die technischen Einzelheiten des bevorstehenden Kampfes, als die Polizei in das Kaffeehaus eindrang. „Hände hoch!“

Da gab es nichts als nachgeben. Aber erst flogen die kompromittierenden Papiere ins Feuer.

„Ist hier der Chefredakteur des „Avanti“?“

„Der bin ich“ — und damit trat ich aus der dunkelsten Ecke hervor.

„Sie sind alle verhaftet.“

Proteste nützten nichts, so wenig wie der Hinweis auf das Recht freier Agitation, das zu jedem Wahlkampf gehört.

„Sie haben Glück,“ sagte der Polizeinspektor, „daß wir vor den Faschisten angekommen sind. Sonst wäre es Ihnen ziemlich schlecht gegangen.“

Und wirklich, während man uns hinausführte, um uns in das Polizeiauto zu verladen, kam eine faschistische Bande an und war sehr enttäuscht, uns schon in den Händen der Polizei zu finden.

Eine Stunde später saßen wir unsere Diskussion im Gefängnis fort. Man hatte uns in zwei Gruppen getrennt. Viccini war mit mir zusammen. Er sprach von seiner Frau, von seinen beiden Kindern, von den Schwierigkeiten, die er durch diese Verhaftung und durch die Kandidatur in Reggio Emilia haben würde.

Am nächsten Tag wurden wir in Freiheit gesetzt, da die Regierung sich den großen Mißgriff klargemacht hatte, obwohl ihr die gemeine und servile Presse durch eilige Erfindung eines wahren Polizeikommandos mit Komplott usw. zur Hilfe gekommen war.

Ich sollte Viccini nie wiedersehen. In mehreren Briefen berichtete er mir über die absolute Möglichkeit irgendeiner Wahlagitation.

Und jetzt stehe ich an der Tür seines Hauses, seines für immer zerstörten Heims!

Man hätte glauben können, mein Weg führte durch eine tote Stadt. Kaum ein Mensch auf der Straße. Hinter den Vorhängen der Fenster erriet man spärliche Blicke. Die Lokalfächer, die übrigens niemand los, toten ihr Bestes, um Viccini zu beschimpfen, nachdem sie ihn hatten ermorden lassen. Sie deuteten an, daß dahinter wahrscheinlich die Eifersucht eines betrogenen Ehegatten steckte oder ein Sittlichkeitsverbrechen.

Was wirklich geschehen war, wurde mir von der Witwe berichtet, unter Tränen und Ausbrüchen wider Verzweiflung. Wah und verängstigt klammerten sich die beiden Waisen des Ermordeten an mich — ein Mädchen von drei und eins von acht Jahren —, die nicht wußten, was über sie hereingebrochen war, aber durch das Schluchzen der Mutter und das Kommen und Gehen weinender Freunde verstärkt waren.

Die Familie war bei Tisch gewesen, als an der Tür geklopft wurde.

„Herein,“ hatte Viccini gesagt.

Zwei unbekannte Individuen waren in das kleine Wohnzimmer getreten, in jene weiten Mäntel gehüllt, wie sie bei uns die Landleute tragen.

„Uns schickt Carboni (ein Parteigenosse).“

„Was will er von mir?“

„Es handelt sich um die Versammlung von heute Abend.“

„Heute Abend ist keine Versammlung.“

„Doch, und er hat uns gelockt, wir sollten Sie begleiten.“

Viccini war misstrauisch. Er hatte den Menschen, der mit ihm sprach, nie gesehen. Er wiederholte:

„Heute Abend ist keine Versammlung.“

„Sollten Sie misstrauisch sein?“ fragte der Mann im Mantel.

„Ich habe eine Parteikarte bei mir.“

Er zeigte eine Karte. Viccini sah sie an, und sein Mißtrauen wurde Gewißheit, denn er muß bemerkt haben, daß die Karte gefälscht war. Aber der andere wurde drohend.

„Nun kommen Sie schon!“ Und er packte ihn beim Arm.

Da muß Viccini wohl nur den einen Gedanken geholt haben: eine Gewalttätige, einen Kampf vor den Augen der Kinder zu vermeiden. So nahm er seinen Hut und ging mit dem Unbekannten.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte er an der Tür.

„Nichts Böses,“ war die Antwort.

Jetzt waren sie auf der Straße. Drei andere Individuen, die gewartet hatten, stießen zu ihnen. „Vorwärts, wir gehen durchs Feld, da kommen wir schneller an Ort und Stelle.“

Viccini ging voran, vor ihnen her. Er rechnete wohl damit, daß man ihn prügeln würde und wollte aus der Sichtweite seines Hauses kommen, so daß ihn Frau und Kinder nicht mehr sähen.

So ging er dreihundert, vierhundert Meter. Vielleicht wurde kein Wort gesprochen. Man jagte ihm drei Revolverkugeln in den Rücken. Er brach zusammen und war sofort tot.

Die Mörder wurden einige Zeit darauf verhaftet. Natürlich sprach man sie frei, wie das im faschistischen Italien üblich ist.

Die Polizei erlaubte es nicht einmal, daß man dem Ermordeten ein feierliches Begräbnis veranstaltete. Nach der Autopsie wurde ein feierliches Begräbnis ohne irgendeine Feierlichkeit verhängt. Die roten

Wesken, die einige Freunde auf dem Grabe niederlegten, wurden von der Polizei entfernt. Das war nämlich eine Provokation.

Die Herren Mörder lieben es nicht, daß man viel Lärmens um ihre Opfer macht. Und da die Herren Mörder die Macht in Händen hatten, richteten sie sich die Sache ganz nach ihrem Geschmack ein.

So wurde die Wahlkampagne durch die Ermordung eines Kandidaten eröffnet. Und was darauf folgte, war eine ununterbrochene Reihe von Gewalttaten. Turati konnte in Mailand nicht reden, und Amendola nicht in Neapel. Matteotti wurde von einer faschistischen Bande verschleppt, als er zu einer Wahlversammlung ging, und auf freiem Felde verfallen, zehn Kilometer von jeder Wohnung entfernt. In Genua wurden sozialistische Redner niedergestreckt. Die Verteilung der Flugblätter der Opposition war unmöglich. Die Kandidaten durften sich nicht einmal in ihren Wahlkreisen blicken lassen. Einem früheren Minister Mussolinis, der, wie die katholischen Minister, zurückgetreten war, wurde es untersagt, in Messina zu sprechen.

Trotzdem bezeugten 2494683 oppositionelle Stimmen, unter denen eine Million auf die drei sozialistischen Parteien fiel, die Lebenskraft des Antifaschismus.

Der Ermordete von Reggio Emilia war unter den Gemächten. Er verfinsterte für das ganze Land die Gerechtigkeit und die Freiheit.

XXII. Matteottis „L'accuse“.

Es war am 30. Mai 1924.

Die neue Kammer lagte seit dem 24. Mai. Man hatte soeben bei der Präsidentschaft einen Antrag eingebracht, die Mehrheitsliste im Bund zu konsolidieren.

Aus den dreißig Faschisten der vorigen Legislaturperiode waren diesmal dreihundertfünfzig geworden. Montecitorio ähnelte mehr einem Bimod als einer gesetzgebenden Versammlung. Durch Gewalt und Betrug zum Mandat gelangt, künsterten sich die Faschisten nicht im mindesten um die parlamentarischen Formen. Sie erschienen in der Kammer in schwarzem Hemd und die Brust mit

Orden bedeckt. Ihre Aufgabe bestand darin, dem „Duce“ zuzujubeln und Lärm zu machen, sobald ein Mitglied der Opposition das Wort nahm. Sie hatten zwar kein Vertrauen zu Gründen und zur Vernunft, aber desto mehr zu ihren Fäusten.

Die bloße Nachricht, daß die Opposition diese Konsolidierung en bloc nicht ohne Einspruch dulden würde, weil sie inhaltlich ein Skandal, der Form nach eine Verletzung der Verfassung war, hatte die Faschisten in Wut versetzt. Als der Präsident Matteotti das Wort erteilte, wurden von den Bänken der Rechten die ersten Aufheerungen des Hasses laut, ehe der sozialistische Abgeordnete auch nur ein Wort ausgesprochen hatte.

Auf seinem Platz stehend, ein paar Blätter mit Notizen in der Hand, ließ Matteotti, in völliger Ruhe und Selbstsicherheit, die erste Schimpfmelée vorübergehen. Er hatte in vier Jahren parlamentarischen Kampfes, in denen ihm immer mehr die Führerrolle zugefallen war, schon ganz anderes erlebt. Er gehörte zu jenen Willensmenschen, die bei aller Achtung der Doktrin sich doch nie dazu entschließen, den Geist dem Buchstaben zu opfern oder die Tat der Lehre. Er verstand es, sich selbst und andere zu beherrschen. Er hatte der Regierung und der Kammermehrheit harte Wahrheiten zu sagen und war fest entschlossen, sich bis zu Ende Gehör zu verschaffen.

Ohne irgendeine Einleitung ging er sofort auf den Kern der Sache.

Matteotti: Es ist der Vorschlag gemacht worden, die Wahlen der Mehrheit im Bund für gültig zu erklären. Wir treten diesem Vorschlag entgegen.

Eine Stimme: Das ist eine Provokation!

Matteotti: ... denn wenn die Regierungsmehrheit auch nominell vier Millionen Stimmen erhalten hat, so wissen wir, daß dieses Resultat durch ungeheuerliche Gewalt erzielt wurde.

Mehr bedurfte es nicht, um die Rechte völlig außer sich zu bringen. Die Faschisten streckten dem Redner ihre Fäuste entgegen. Aus dem Halbkreis zwischen den Bänken versuchte man, sich auf den Wortführer der Sozialisten zu stürzen.

Mussolini sah am Ministerisch mit düsterer Miene, ohne eine Geste, ohne ein Wort, der wüsten Szene zusehend.

Matteotti: Nach einer ausdrücklichen Erklärung des Führers des Faschismus hat die Regierung das Ergebnis der Wahlen von vornherein nicht als für ihr Schicksal entscheidend angesehen. Sie wäre geblieben, auch wenn sie als Minderheit aus den Urnen hervorgegangen wäre.

Farinacci: Ihr konntet ja die Resolution machen!

Starace: Jawohl, wir haben die Regierung und wir behaupten sie!

Jetzt brüllt die ganze Rechte gleichzeitig. Eine Stimme läßt:

„Wir werden euch durch Schiffe in den Rücken lehnen, uns Respekt zu zeigen.“

„Feige Bande,“ murmelt einer...

Völlig Herr seiner selbst, läßt Matteotti die Leute sich austoben, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, den Zwischenrufern zu antworten.

Matteotti: Um diese Absicht der Regierung zu stützen, gibt es eine bewaffnete Miliz.

Stimmen von rechts: Hoch die Miliz!

Matteotti: ... die weder im Dienste des Staates steht noch in dem des Landes, sondern im Dienste einer Partei.

Luzzati: Genug, genug!

Die Rechte kloppt mit den Deckeln ihrer Schließfächer. Während mehrerer Minuten gelingt es dem Redner nicht, sich Gehör zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

## WAS DER TAG BRINGT.

### Die stattlichste Quelle Europas.

Die stattlichste Quelle Europas hat zweifellos die wenig bekannte Kume, die ein Zufluss der Seine ist. Schätzungsweise liefert sie pro Tag durchschnittlich 500 Millionen Liter ungewöhnlich klaren Wassers. Sie ist unter dem Namen „Kumesprung“ bekannt und liegt nördlich von Duderstadt bei dem Dorf Rumspringe auf dem Untereichsfelde. Dort bildet sie einen Teich von fünf bis fünfzehn Meter Tiefe und fünfundsiebzig Meter Länge und Breite. Das Wasser steigt stoßweise, aber geräuschlos vom Grund auf und erzeugt an der Oberfläche eine Welle, die gleichmäßig nach allen Seiten verläuft. Es ist ein wundervoller Anblick, wenn man das Wasser aus dem reichlich mit Grün bewachsenen Quellteufel emporsteigen sieht und gewiß nicht übertrieben, wenn man den Kumesprung den schönsten Quellen Europas zuzählt.

### Waldbäume im Blumentopf.

Es dürfte nicht sehr bekannt sein, daß man Eichen, Kastanien, Cedern und Fichten bis zu ihrem fünfzigsten Lebensjahr unbeschadet in Blumentöpfen wachsen lassen kann. Bei richtiger Behandlung erreichen die Bäume eine Höhe von einem Viertel bis zu einem halben Meter und geben einen wunderschönen Zimmerschmuck ab. Der Chinese nennt sie Zwergbäumchen und pflanzt sie, wenn sie noch ganz jung sind, in Töpfe, die mit guter, feuchter Erde gefüllt wurden. Zuvor schneidet er ihnen aber noch die Fahlwurzel ab. Wächst ein Zwergbaum dann zu schnell, so werden ihm in der Erde wiederum einige Wurzeln gefügt. Die Blätter des Bäumchens werden dann von Jahr zu Jahr immer kleiner und behalten schließlich eine Miniaturgröße bei.



Montag, 2. Dezember.

Berlin.

- 16.06 Dr. Wolfgang Pohl: Sozialpolitische Umschau.
- 16.30 Unterhaltungsmusik.
- 17.30 Naturwissenschaften. (Am Mikrophon: Prof. H. Reichenbach.)
- 18.00 Gerhard Neumann: Das neue Ostschloß.
- 18.25 Victor Schiff: Staatsmänner auf internationalen Konferenzen.
- 18.50 Unterhaltungsmusik.
- Anschließend Unterhaltungsmusik.
- 22.30 Funk-Tanzunterricht.
- Anschließend bis 0.30 Tanzmusik. Während einer Pause Bildfunk.
- Königsplatzhaus.
- 16.00 Englisch.
- 17.30 Dr. Rudolf Felber: Die Musik im Aberglauben der Völker.
- 18.00 Prof. Dr. Kurt Krause: Blumen im Schnee.
- 18.30 Englisch für Ausländer.
- 18.55 Priv.-Dozent Dr. v. Falck: Restabilitätsfragen der Rindviehhaltung.
- 19.20 Zimmermeister Eckhardt: Bearbeitung und Bearbeitungsfähigkeit des Holzes.
- 20.00 Minister a. D. Dr. Eduard David, M. d. R.: Politik als Kunst.
- 20.30 Von Bronzart: Heitere Abendmusik.
- 21.30 Erzählung von Alfred Mohrham, (Gesehen von Awar.)

### Das anstößige Motorrad.

Der Bischof von Tralles, Monsignore Crispin, hat jetzt den Geistlichen seiner Diözese, zu der vorübergehend auch Paris gehört, die Benutzung von Motorrädern verboten. Er begründet das damit, daß die Priester beim gewöhnlichen Zweirad Damenräder benutzen könnten, beim Motorrad aber die Sulane heraufgestreift werde und dadurch die Fußtödel sichtbar würden. Dies hält er für nicht vereinbar mit der Würde des Priesterstandes.

### Ein Hirsch greift Autos an.

Ist ein Jagdbesitzer für die Schäden verantwortlich, die von seinem Wild verursacht werden? Diese Frage erhebt sich bei einem sonderbaren Prozeß, der vor den französischen Gerichten verhandelt werden wird. Ein Hirsch im Walde von Compiègne hatte es augenscheinlich auf Kraftwagen abgesehen und griff innerhalb von einigen Stunden zwei Wagen an, an denen er Schäden im Werte von 5000 Franken verursachte. Die Autobesitzer wandten sich an den Eigentümer der Jagd, den Baron von Rothschild, und forderten Schadenersatz. Rothschild hat dieses Ansuchen abgelehnt, und so werden nun die Gerichte entscheiden müssen.

### Pflichttreue eines Arztes.

Während einer Operation zog sich der Arzt Dupagne aus Namur eine Verletzung zu, die ihn vor die Alternative stellte, entweder unter Preisgebung des Patienten die Operation zu unterbrechen oder aber das eigene Leben aufs Spiel zu setzen. In Erfüllung seiner Berufspflicht zog er das Erstere vor und ist nunmehr der zugezogenen Infektion erlegen. Die Stadt Namur will dem Arzt nunmehr ein Denkmal setzen.

### Die Löwen-Amme.

Die Löwin Silvia, der Stolz des Warschauer Zoologischen Gartens, schenkte kürzlich drei prächtigen jungen Löwen das Leben. Aber da sie keine Milch hatte, so drohte dem Wurf der Tod des Verhungerns, und alle Versuche, sie künstlich zu ernähren, schlugen fehl, denn die Löwenjungen wollten keine Flasche und keine Kuhmilch nehmen. Da kam Hilfe von der Gattin eines bekannten Warschauer Arztes, Frau Pulawski, die sich bereit erklärte, außer ihrem Säugling auch noch die Löwenjungen an die Brust zu nehmen. Sie nährte sie einige Tage und rettete ihnen dadurch das Leben.

### Der witzige Zensor.

Mitunter soll es früher auch sehr humorvolle Zensoren gegeben haben, aber man weiß sehr wenig davon. Zu den besten einwandfreien Witzern, die sich eine „hohe, wohlwollende Zensurbehörde“ leistete, gehört wohl jener, den sie sich mit dem nicht gerade unbekanntem Professor Bengel erlaubte. Dieser Gelehrte war in dem Abzug besessen, daß die Welt im Jahre 1836 untergehen würde und schrieb darüber eine ausführliche Broschüre. Zu Ende des Jahres 1834 reichte er sein Manuskript der Zensurbehörde pflichtgemäß ein und bat um schnelle Erteilung der Druckerlaubnis.

Nach einigen Wochen erhielt der Gelehrte dann auch seine Arbeit zurück mit dem amüslichen Vermerk: „Kann gedruckt werden, aber erst im Jahre 1837.“







# Gibt es noch Verbrecherlokale?

## Ein Spaziergang und eine Enttäuschung.

Der biedere Bürger erschrickt ein wenig. Aus einem der ruhigen Horste kam er mit dem Autobus in den hohen Norden, stieg am Alexanderplatz aus und schlendert nun gemächlich die belebten Straßen hin, kommt durch die Dragonerstraße, Kanonierstraße, Grenadierstraße und wie sie alle heißen, hat Begegnungen mit seltsamen Mädchen, wird von betrunkenen Männern angerempelt. Durch halboffene Türen hört er die Weisen eines elektrischen Klaviers und wüßte, lärmende Stimmen, in denen der Alkohol brennt. Steht er vor einem Verbrecherlokal? Die Aneipe macht wirklich keinen vertrauensweckenden Eindruck. Ob er da mal hineingeht?

Der biedere Bürger zaudert. Er ist in jener Gegend, von der er soviel gehört hat, von Verbrecherlokalen und Vasserhöhlen, von Morb und Totschlag.

In der Provinz hat man sich über dieses Nachgebiet der Großstadt, wie über so vieles andere auch, meist eine ganz irrtümliche Ansicht gebildet. Vielleicht sind die Filme, schlechte Filme daran schuld. Der biedere Bürger wird jedenfalls am nächsten Morgen gestehen müssen, daß er sich das eigentlich ganz anders, viel gefährlicher, viel romantischer vorgestellt hat. Wenn er hübsch ruhig seinen Weg gegangen ist, hübsch ruhig seine Wollten getrunken hat, dürfte er auch in der dunkelsten Aneipe nichts außerordentliches gefunden haben. Was er gesehen, war ja dürftigste Kaffee mit hamslosen Statisten. Das könnte er mit gewisser Einschränkung auch in jeder Aneipe des fischen Landes finden. An roten Holzstischen bei der achten Wolltische da Männer mit biden, rotem oder blauem, magerem Gesicht. Mühe darüber. Man kann mit ihnen plaudern, sie heißen nicht. Sie haben wohl merkwürdige Berufe, von denen ein biederer Bürger nichts versteht. So sind auch ihre Gespräche teilweise unverständlich für den anderen und manche Worte fallen wie grobe Schläge ins Gemisch. Sie sprechen von Mädchen, von der Polizei. Sie wüßten über Skarets und andere Geschichten und denken verächtlich lächelnd: Wir sind eigentlich christlich. Hin und wieder mal kommt es an einem der Tische zu einer lebhafteren Unterhaltung, zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung, sonst aber geht das elektrische Klavier friedlich von früh bis wieder früh und Mädchen kommen und verschwinden mit zahlkräftigen Kunden. Vielleicht geht hier über manche Männer mit Ballonmützen der Geist kommender Straftaten,

aber von eigentlichen Verbrecherlokalen kann man nicht sprechen. Früher war das allerdings anders. Da waren gewisse Lokale tatsächlich nur Schlupfwinkel dunkler Elemente. Da hätte der Besucher auch noch etwas erleben können. Jetzt hat die Polizei längst aufgeräumt. Wenn sie heute noch solche Treffpunkte der schweren Jungen und der leichten Mädchen buhelt, so hat sie dafür sehr einleuchtende Gründe. Aus der Menge harmloser und weniger harmloser Stammgäste findet sie ihre Lieblinge heraus, trifft sie entlaufene Fürsorgezöglinge wieder, entwichene Strafgefangene, die einen neuen Kompagnon suchen. Hier erfährt sie auch von den „Dingern, die wieder gedreht werden sollen“. Der Wirt oder Boos, wie er auch genannt wird, sieht den Kriminaler alschuldig kommen und gehen, er muß Freundschaft mit beiden Parteien halten, er ist auf beide Kategorien angewiesen.

Als eine polizeiliche Verordnung alle Kassenhüllen hinweglegte, halfen sich die betroffenen Boos, indem sie sogenannte Frühbetriebe aufmachten, Lokale, die erst öffnen, wenn die anderen Gaststätten zur Polizeistunde schließen. Solche Frühbetriebe gibt es heute noch in allen Stadtteilen, vornehmlich am Oranienburger Tor, in der Friedrichstraße, um nur einige zu nennen: Café Roland, Café Sirtus usw. Aber auch im Westen findet man sie, hier haben sie sich ihrer Umgebung angepaßt. Diese Frühbetriebe sind der Tummelplatz übermäßigster, nicht immer einwandfreier Individuen. Die Polizei hat, wie gesagt, ihre guten Gründe, wenn sie diese Stätten buhelt. Hier kann manch guter Fang gemacht werden, und wenn der biedere Bürger Glück hat, kann er bei seinem ersten und einzigen Ausflug in diese unterirdische Welt vielleicht eine Razzia erleben. Um vier Uhr morgens ertönt hier in muffiger Luft der neueste Schlager und bei Kaffee und Kognak sieht eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, aus der der offizielle Kauschmeißer diesen und jenen Krateler an die frische Luft befördert.

Hier vergewissert sich der biedere Bürger noch einmal, ob er seinen Schlagring noch bei sich trägt. Hier sieht er etwas enttäuscht und schon recht schläfrig, weil er diese Exkursionen nicht gewohnt ist, wahrscheinlich auch neben einem „gutgeleiteten Herrn“, der ihn von Zeit zu Zeit, wenn es der biedere Bürger nicht merkt, vorsichtig abschaut: Wie komme ich zu deiner Brieftasche? Vielleicht kann der biedere Bürger doch noch etwas erleben, aber das merkt er dann erst daheim oder beim Zählen...

## 230000 Mark Vereinsgelder verwehrt

### Riefenunterschlagungen beim Strausberger Rennverein.

Die Riefenunterschlagungen beim Strausberger Rennverein in Höhe von 230 000 Mark gelangten heute vor dem Großen Schöffengericht Berlin-Mitte unter Vorsitz von Amtsgerichtsrat Hennig zur gerichtlichen Aburteilung. Der Prozeß wird aber voraussichtlich wegen seines Umlanges mehrere Tage dauern und erst am Freitag beendet werden können, da wahrscheinlich in der Zwischenzeit mehrere erkrankte Zeugen in ihrer Wohnung verstorben werden müssen.

Die Anklage richtet sich gegen den 1880 geborenen früheren Sekretär des Strausberger Rennvereins, August Häutmann, und den Rennstallbesitzer Götmar Cramer. Häutmann wird beschuldigt der Untreue und schweren Urkundenfälschung, Cramer der Anstiftung Häutmanns zu diesem Verbrechen, sowie in einem besonderen Falle des Betruges gegenüber dem Vorstandsmittglied des Rennvereins Freiherrn v. Reitzenstein. Häutmann, der sich in Unterhängebahn befindet, war seit 1923 Sekretär beim Strausberger Rennverein e. V. mit einem Jahresgehalt von 8000 M. Er prädierte für den Rennverein mit: „Das Sekretariat Häutmann“ oder „Der Vorstand, im Auftrag Häutmann“. Bei der Berliner Stadtbank hatte er ein Konto einrichten lassen. Ueber das Zustandekommen dieses Kontos, insbesondere über die Ermächtigung Häutmanns dazu hat die Anklage keine Klarheit schaffen können. Jedenfalls waren bis zum Herbst 1927 die Geschäfte mit der Stadtbank und in der Kasse des Rennvereins ordnungsmäßig abgewickelt worden. Im Herbst 1927 trat Häutmann in die für ihn verhängnisvolle nähere Beziehung zu dem Rennstallbesitzer Cramer. Beide begannen auf gemeinsame Rechnung zu wirken. Als das Häutmann zur Verfügung stehende Geld verloren war, nahm er fortlaufend Gelder aus der Kasse des Vereins und verwendete auch für die Wetten die eingehenden Einnahmen des Vereins. Mit Schecks hob er von dem Konto des Vereins bei der Stadtbank Gelder ab.

Nach außen hin trat Häutmann immer als Wetter auf, da Cramer in seiner Eigenschaft als Rennstallbesitzer nicht in die Öffentlichkeit treten durfte. Einen Teil der Gelder soll Cramer auch zur Entlohnung von Bedienten und für persönliche Zwecke erhalten haben. Durch falsche Eintragungen verlor er Häutmann, seine Berentungen zu verschleiern. Erst bei einer Revision 1928 stellte sich heraus, daß die Bankauszüge gefälscht waren. Der Fehlbetrag war inzwischen auf 230 000 M. angewachsen. Der Angeklagte Häutmann ist gesündigt.

## Schuldlos am Tode der Mutter.

### Eine halboffene Anklage.

Am Sonntag, dem 4. August, fuhr der 23jährige Kaufmann E. auf seinem Motorrad spazieren; hinter ihm, auf dem Sozius, saß seine Mutter. Die Chaussee zwischen Schildow und Märchensmühle war stark von Autos befahren; die Uhr zeigte 1/22, alles lehrte nach Berlin zurück. Das Motorrad kam von Berlin. Die Mutter fühlte sich sicher und geborgen; der 23jährige Hans war ihr Lieblingssohn, stets ruhig und besonnen. Trotzdem passierte das Unglück. Ein daherkommendes Auto blendete sein starkes Licht nicht ab; Hans war im Au geblendet, dann verlor für ihn alles in tiefes Dunkel. Im nächsten Augenblick stieß er an etwas Hartes, die Mutter flog über ihn hinweg, er und das Motorrad kamen zu Fall. Die Mutter blieb mit einem schweren Oberschenkelbruch liegen; das Motorrad hatte einen jungen Burischen angefahren.

Die Schwerverletzte kam ins Krankenhaus. Drei Wochen später wurde sie operiert. Nach drei weiteren Wochen schien die Wunde fast geheilt; plötzlich war die Mutter tot. Ein Blutrinneleichen hatte sich in der Lunge festgesetzt und eine Embolie verursacht. Der medizinische Sachverständige erklärte bei der Verhandlung vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte: Der Schenkelbruch war die Folge des Zusammenstoßes zwischen Motorrad und Fußgänger, die Operation durch den Bruch notwendig geworden, die Embolie die unabweisbare Folge der Operation. Zwischen Zusammenstoß und Tod besteht also ein ursächlicher Zusammenhang. Und der Staatsanwalt meinte: Der Zusammenstoß war fahrlässig herbeigeführt, folglich trifft den jungen Menschen ein fahrlässiges Verschulden am Schenkelbruch der

Mutter, somit auch an deren Tod, der durch die Embolie als Folge der notwendig gewordenen Operation verursacht wurde. Er hat sich also der fahrlässigen Tötung der Mutter schuldig gemacht.

Man merkte dem jungen Menschen vor Gericht wohl an, wie nahe ihm der Tod der Mutter ging. Noch stärker traf ihn der Vorwurf, er habe ihn fahrlässig verschuldet. Das Gericht sprach den jungen Menschen frei. Es treffe ihn, sagte das Urteil, in keiner Weise irgend ein Verschulden; er hatte die Fahrt verlangsamt und war von dem Licht des Autos geblendet worden.

Zwischen Paragrafen und Leben klofft mitunter ein Abgrund. Eine vernünftige Rechtsprechung versucht die Klüft zu überbrücken. Die Staatsanwaltschaft sollte von Anklageerbahnungen in solchen Fällen, die für den Betroffenen wohl am traurigsten sind, absehen.

## Fortschritte des „Sturmvoegel“.

Der „Sturmvoegel“, Flugverband der Werktätigen e. V., hat, wie wir hören, nunmehr außer den bereits in Betrieb befindlichen fünf Kabinenflugzeugen auch zwei Sport- und Schiffsflugzeuge in seinen Dienst gestellt. Nachdem bisher vorwiegend Rund- und Werbestöße veranstaltet wurden, soll nunmehr als weiterer Tätigkeitszweig auch der praktische Schulbetrieb am Doppeldecker angenommen werden. — Die Mitgliederzahlen sind in stetigem Anwachsen begriffen. In Groß-Berlin allein sind bisher 14 Bezirksgruppen mit mehreren tausend Mitgliedern gebildet. Auch im Reich fällt die Werbestöße auf fruchtbaren Boden. So wurde in der vergangenen Woche im Belsin der Vertreter sämtlicher ortsanfängigen Gewerkschaften, Sport- und Kulturverbände der Werksälten unter allseitiger Zustimmung eine Ortsgruppe München gebildet, deren Vorstand sich aus den Vertretern der Arbeiterverbände, der Stadt sowie der Luftfahrtpraktiker zusammensetzt. Damit sind bisher außerhalb Berlins 26 Sturmvoegel-Ortsgruppen in allen Teilen des Reiches entstanden, weitere werden folgen.

Wir weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, daß Dienstag, 3. Dezember, 20 Uhr, im großen Saal des Gewerkschaftshauses, eine öffentliche Werbestunde des Sturmvoegel stattfindet. Der Vortragende Walter Binder spricht über das Thema: Was bedeutet die Luftfahrt für die werktätige Bevölkerung? Anschließend Lichtbildervorführungen sowie kostenfreie Verlosung von Freiflügen und Luftreifen. Eintritt frei.

## Herr von Schreck und sein Scheck.

### Der Schrecken der Geschäftskleute.

Seit einiger Zeit tauchten in verschiedenen Geschäften Schecks auf, die vom Reichspatentamt ausgestellt sein sollten. Ein Herr, der sich „von der Marwig-„Ahmundsen“ nannte, kaufte z. B. in einem vornehmen Schneidergeschäft einen Anzug für 200 Mark. Wenn es ans Bezahlen ging, entdeckte er plötzlich, daß sein bares Geld nicht ausreichte. Er wußte aber Rat. Er legte dem Geschäftsinhaber einen durchaus amtlich und echt aussehenden Einschreibebrief des Reichspatentamts vor, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß man inlegend einen Barscheck über 420 Mark überweise. Auch der Barscheck schien ganz in Ordnung zu sein, der Stempel war vorhanden und klar, weniger deutlich war die Unterschrift. Das fiel aber nicht auf, weil Unterschriften meist nicht zu lesen sind. So wurde der Scheck stets anstandslos angenommen und dem Kunden noch der Restbetrag in bar herausgezahlt. In anderen Fällen war der Barscheck noch weit größer. Die Dreistigkeit des Schwindlers ging sogar soweit, daß er seine falschen Schecks in Gegenwart des Geschäftsmannes zur Reichsreditgesellschaft brachte und sich dort eine Quittung ausstellen ließ. Auf Grund dieser Quittung wurde ihm das Geld ausbezahlt. Erst später, wenn der Scheck zur Bank kam, wurde der Betrug entdeckt. Der Herr mit dem hochadligen Namen war zunächst nicht zu finden. Schließlich aber gelang es doch, durch die Rückfragen festzustellen, daß der Schwindler ein alter Scheckbetrüger aus dem Jahre 1923 war. Damals nannte er sich Josef Goldstein. Nach ihm wurde nun gefahndet. Es ergab sich, daß ein Mann, auf den die Beschreibung genau paßte, als „Herr von Schreck“ in einer Pension in der Wartburgstraße wohnte. Er machte seinem Namen alle Ehre als ihn heute früh Kriminalbeamte der Dienststelle D 1 aus dem Bett holten. Durch den Doppelnamen glaubte er sich vollständig sicher. Bisher sind etwa 30 Stück seiner wertlosen Schecks angebracht. Der

Stempel des Reichspatentamtes wurde bei ihm gefunden und offenbar durch Diebstahl erbeutet. Der Festgenommene behauptet, ihn von einem Unbekannten bekommen zu haben. Ob er nun tatsächlich Goldstein oder Ahmundsen heißt, steht noch nicht fest. Er ist 32 Jahre alt und stammt aus Budapest.

## Weitere Verschlechterung des Arbeitsmarktes.

### Die Lage in Berlin und Brandenburg.

Der Arbeitsmarkt im Bereiche des Landesarbeitsamtes Brandenburg, das Groß-Berlin, Brandenburg und Grenzmark umfaßt, hat sich in der letzten Berichtswoche zum 23. November weiter verschlechtert.

Die Zahl der Arbeitsuchenden stieg um 18 149, die der Unterstützungsbezieher um 11 300 Personen. Die immer stärker in Erscheinung tretenden Saisonrückfälle kommen darin zum Ausdruck, daß in Berlin die Arbeitslosigkeit nur um 4,66, in den Provinzen Brandenburg und Grenzmark dagegen um 12,7 Prozent gestiegen ist.

Es lassen sich aber trotz der ständigen Zunahme der Arbeitslosigkeit in den letzten acht Wochen gewisse konjunkturelle Widerstandskräfte in der Wirtschaft nicht verkennen. So ist die Zahl der Unterstützungsbezieher seit dem Beginn der Verschlechterung auf dem Arbeitsmarkt zu Anfang Oktober um 48 950 Personen, also um rund 40 Prozent, gestiegen. In der gleichen Zeit des Vorjahres aber stieg die Zahl der Unterstützungsempfänger um rund 55 Prozent. Wenn auch festzustellen ist, daß in der Zahl der Unterstützungsempfänger keineswegs der Umfang der Arbeitslosigkeit zum Ausdruck kommt, und jerner die Einschränkung zu machen ist, daß Anfang Oktober vorigen Jahres die Arbeitslosigkeit erheblich geringer war als in diesem Jahr, bleibt doch nicht zu verkennen, daß das Tempo der Verschlechterung des Arbeitsmarktes zur Zeit hinter dem des Vorjahres zurückbleibt.

Die Zahl der Arbeitsuchenden stieg im Bezirk des Landesarbeitsamtes Brandenburg in der Berichtswoche auf insgesamt 297 928, also um 6,49 Prozent gegenüber einer Zunahme von 64 in der vorhergehenden Woche. Die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger betrug in der Arbeitslosenversicherung 148 696, in der Arbeitslosenversicherung 24 014, zusammen 172 710 Personen. Auf Groß-Berlin entfielen hiervon 124 604 Personen.

## Entscheidung der Braunkohlenarbeiter.

### Auch der zweite Schiedsspruch abgelehnt.

Halle, 2. Dezember. (Eigenbericht.)

Eine von 300 Delegierten besuchte Konferenz der Gewerkschaften nahm am Sonntag zu dem Schiedsspruch im mitteldeutschen Braunkohlenbergbau folgende Entscheidung an.

„Die am 1. Dezember in Halle tagende Junktionskonferenz der am Tarifvertrag für den mitteldeutschen Braunkohlenbergbau beteiligten Gewerkschaften hat Kenntnis genommen von dem am 30. November 1929 in Berlin gefällten Schiedsspruch. Auch dieser Schiedsspruch erfüllt nicht die berechtigten Forderungen der Belegschaften. Die Konferenz lehnt deshalb auch diesen Schiedsspruch ab. Sie bittet die von den Gewerkschaften eingeschlagene Taktik und verspricht auch die im weiteren Verlauf der Bewegung von den Gewerkschaftsleitungen für erforderlich gehaltenen Maßnahmen durchzuführen.“

Vor der Annahme der Entscheidung empfahl Schmidt-Bogum in einem längeren Referat die Ablehnung des Schiedsspruches.

Aus der Entscheidung geht nicht klar hervor, worauf die Braunkohlenarbeiter Mitteldeutschlands das Hauptgewicht legen, ob auf eine höhere Lohnzulage oder auf die Verkürzung der Laufzeit.

Auch die Unternehmer haben den Schiedsspruch abgelehnt und diesmal keine Verbindlichkeitserklärung beantragt. Die Aussichten auf eine Einigung sind mithin nicht allzu rosig.

Die Verkürzung der Geltungsdauer des neuen Lohnabkommens, die die Unternehmer zunächst keinen Feindnis kostet für die Arbeiter jedoch eine gewisse Sicherung gegen die Entwertung ihres Lohnes durch die Agrarpolitik oder sonstige Einflüsse bedeutet, würde u. E. die Situation wesentlich erleichtern. Der gleiche Effekt würde natürlich auch, trotz Beibehaltung der zweijährigen Geltungsdauer, durch Einfügung einer Teuerungsklausel erzielt, womit den Interessen der Braunkohlenarbeiter noch besser gedient wäre.

Jedenfalls hängt es von dem Ausgang der zu morgen, Dienstag vormittag, von dem Reichsarbeitsminister angelegten Aussprache ab, ob der Konflikt im mitteldeutschen Braunkohlenbergbau auf friedlichem Wege beigelegt wird, oder aber die Arbeiterschaft sich zur Arbeitseinstellung veranlaßt sieht.

## Ostliquidationen und Reichsregierung.

### Eine Kundgebung des Ostbundes.

Die im Deutschen Ostbund vereinigten geschädigten und verdrängten Deutschen aus den früheren Provinzen Posen, Westpreußen und Oberschlesien veranstalteten gestern eine Kundgebung, die zu den Folgen des deutsch-polnischen Liquidationsabkommens Stellung nahm.

In diesem Abkommen, das allerdings vom Reichstag noch nicht ratifiziert ist, verzichtet Deutschland auf alle Entschädigungsansprüche für die in Polen durch Eigentumsbeschlagnahme und Verdrängung geschädigten Deutschen. Zugleich übernimmt das Deutsche Reich die Entschädigung für diese Liquidationsopfer. In der Kundgebung wurde die Forderung ausgestellt, daß die Reichsregierung baldmöglichst an den Reichstag eine entsprechende Vorlage einreichen solle, damit die Geschädigten wieder zu Existenzmitteln kämen.

## Der Tod im Wrack.

### Vier Arbeiter durch Gase getötet, 16 schwer erkrankt.

London, 1. Dezember.

Die durch Entwicklung giftiger Gase in einem Raum des vor einem Jahre in der Nähe von Queenstown gestrandeten Passagierdampfers „Celtic“ sind vier Arbeiter, die mit Abwärtungsarbeiten beschäftigt waren, getötet worden. 16 andere Arbeiter mußten mit schweren Vergiftungsercheinungen ins Krankenhaus gebracht werden. Die Entstehungsurache des Gases ist bis jetzt noch nicht bekannt.

Sozialdemokratische Partei, 6. Kreis Kreuzberg. Heute abend 19<sup>30</sup> Uhr engerer Kreisvorstand mit Abteilungsleitern bei Krüger, Grimmstraße 1.

Achtung, Polizeibeamte! Dienstag, 30. Uhr, in den Kammerläden, Teufelweg Str. 2, wichtige Versammlung der sozialdemokratischen Beamten. Adolph Hoffmann spricht über: „Einig und jetzt“. Gäste können eingeführt werden. Der Werbestoß.